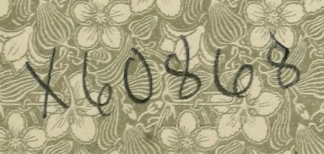
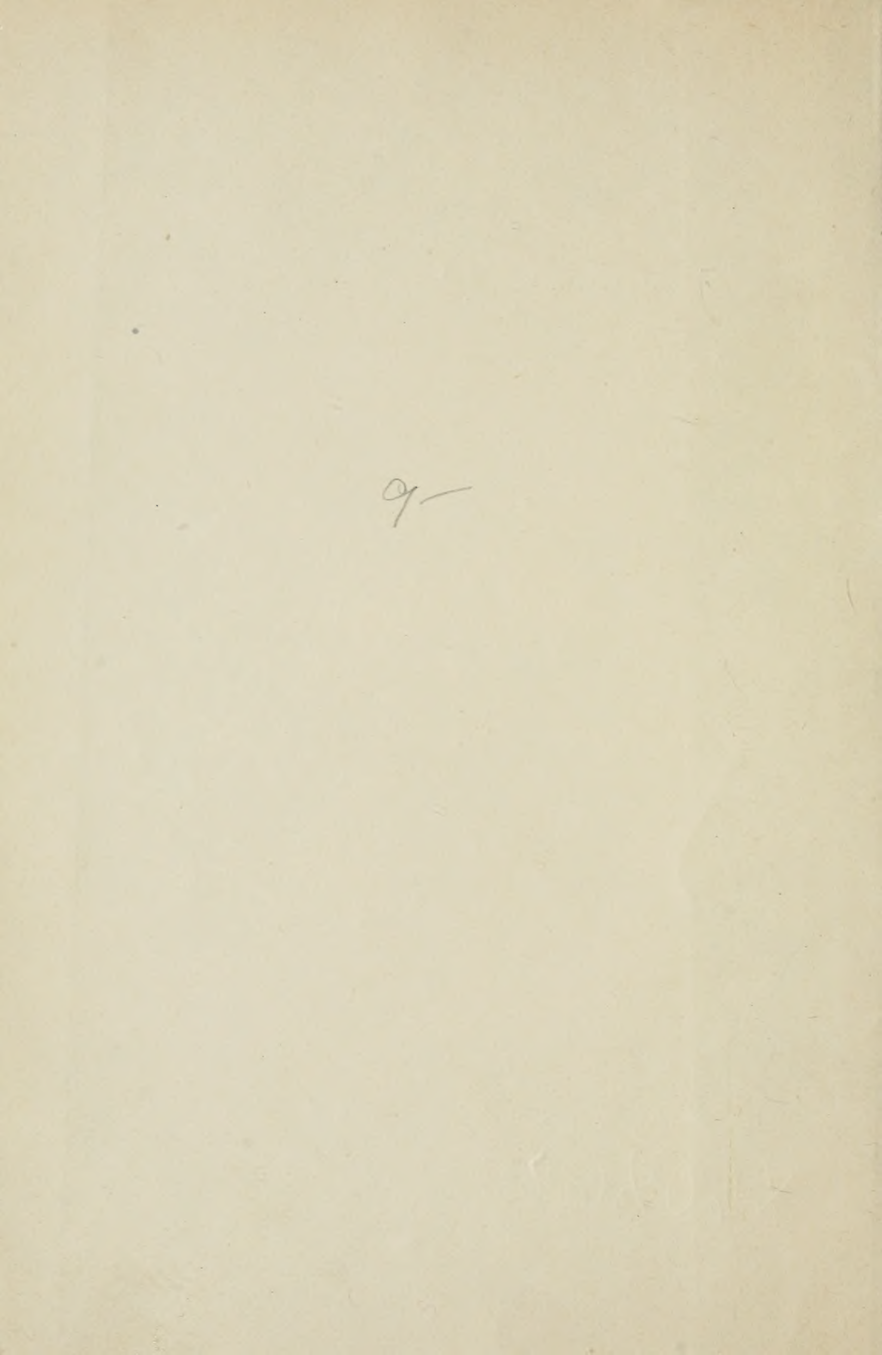



LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
SAN DIEGO


X60868



Werner Sombart

Händler und Helden

Händler und Helden

Patriotische Besinnungen

Von

Werner Sombart

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht“



München ▫ Verlag von Duncker & Humblot ▫ Leipzig

1915

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Euch

jungen Helden

draußen vor dem Feinde

widme ich diese Schrift, die auch teilnehmen möchte an dem Kampfe, den Ihr jetzt kämpft und der sich im Frieden

fortsetzen muß, wenn Ihr heimgekehrt seid. Nur daß es dann ein Kampf der Geister sein wird.

Diese Schrift will Euch die Richtung zeigen, wo in aller Zukunft der Feind des deutschen Wesens zu suchen sein wird. Sie möchte Euch aber vor allem sagen, für was Ihr kämpft.

Ein neues, ein deutsches Leben soll nach dem Kriege beginnen, und Ihr sollt es schaffen. Ihr, die Ihr freien und reinen Geistes heimkehrt und deren frische Jugendkraft die tausend Schranken und Vorurteile und festgefügten Ansichten zerbrechen wird, die bis jetzt so schwer auf unserm Volk gelastet haben. Ihr seid unsere Hoffnung und unsere Zuversicht.

Wie eine mächtige Pflugschar zieht der Krieg seine Furchen durch das Brachland des deutschen Geistes. Er reißt die verfilzte und verqueckte Grasnarbe auf und wirft das fruchtbare Erdreich aus den Tiefen unserer Seelen wieder empor an Luft und Sonne. Glücklich der Säemann, der über diese dampfende Scholle seinen Samen ausstreuen darf!

Möchten die Ideen, die diese Schrift enthält, zu den Samenkörnern gehören, die auf fruchtbaren Boden fallen, die aufgehen und tausendfältige Frucht tragen.

Mittel-Schreiberhau i. R.
im siebenten Kriegsmonat.

W. S.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Erstes Kapitel: Der Glaubenskrieg

Alle großen Kriege sind Glaubenskriege, waren es in der Vergangenheit, sind es in der Gegenwart und werden es in der Zukunft sein. Früher waren sie es auch im Bewußtsein der Kämpfenden: ob Kaiser Karl gegen die Sachsen stritt, ob die „Franken" zur Befreiung des heiligen Grabes auszogen, ob dann die vordringenden Türken zurückgeschlagen wurden, ob die deutschen Kaiser ihr Reich gegen die italienischen Städte verteidigten, ob Protestanten und Katholiken im Reformationszeitalter um die Vorherrschaft kämpften: immer waren sich die Kriegführenden bewußt, daß sie für ihren Glauben fochten, und wir, die wir rückschauend die welthistorische Bedeutung dieser Kriege zu erkennen trachten, verstehen, daß jene Gefühle und Gedanken der Kämpfenden aus tiefem Grunde kamen.

Noch die Napoleonischen Kriege sind von den Besten der Zeit nicht anders gedeutet worden denn als Glaubenskämpfe. So beurteilt der jüngste Biograph des Freiherrn vom Stein dessen Auffassung vom Wiener Kongreß gewiß richtig, wenn er sagt: dem Freiherrn vom Stein sei das Ganze nicht als ein Ringen um die Macht, sondern als ein Kampf zwischen dem Bösen und dem Guten erschienen.

Im Zeitalter der Nationalstaaten und des Kapitalismus liegen die tieferen Gegensätze, die in den großen, in den

Weltkriegen, zum Austrag kommen, nicht so an der Oberfläche. Da erscheinen vielmehr reines Machtstreben oder ökonomische Interessen als die einzigen Gründe der Kämpfe. Und die treibenden Kräfte mögen sie auch sein. Aber es hieße an der Oberfläche haften bleiben, wollte man hinter diesen, auch dem einfachsten Verstande sichtbaren Veranlassungen der Kriege unserer Zeit, und vor allem des heiligen Krieges, den Deutschland jetzt gegen eine Welt von Feinden ausficht, nicht die tieferen Gegensätze erkennen, die im Kampfe liegen, und die wiederum keine anderen als Glaubensgegensätze oder, wie wir jetzt zu sagen pflegen: Gegensätze der Weltanschauung sind.

Es ist ersichtlich, daß in dem gegenwärtigen Weltkriege eine Menge der verschiedensten Einzelkonflikte zum Austrag gebracht werden. Es sind Nebenkriege, die etwa Rußland mit der Türkei um den Besitz der Dardanellen, oder Frankreich mit Deutschland um Elsaß-Lothringen, oder Österreich-Ungarn mit Rußland um die Vorherrschaft auf dem Balkan führen. Der Hauptkrieg ist ein anderer. Das haben am deutlichsten unsere Gegner erkannt, als sie der Welt verkündeten: was im Kampfe miteinander liege, seien: die „westeuropäische Zivilisation", „die Ideen von 1789" und der deutsche „Militarismus", das deutsche „Barbarentum". In der Tat ist hier instinktiv der tiefste Gegensatz richtig ausgesprochen. Ich möchte ihn nur ein wenig anders fassen, wenn ich sage: was im Kampfe steht, sind der Händler und der Held, sind händlerische und heldische Weltanschauung und dementsprechende Kultur. Weshalb

ich mit diesen Ausdrücken einen ganz tiefen, allumfassenden Gegensatz der Weltbetrachtung und des Welterlebens herauszuheben versuche, soll die folgende Darstellung erweisen.

Hier möchte ich nur vor dem Irrtum warnen, als ob ich die Bezeichnungen Händler und Held im beruflichen Sinne faßte. Das ist natürlich nicht der Fall und kann es nicht sein, wenn ich diese Ausdrücke anwende, um Gegensätze der Weltanschauung zu bezeichnen. Denn diese ist nicht mit Naturnotwendigkeit an bestimmte Berufe gebunden. Es handelt sich also um händlerische oder heldische Gesinnung, und es ist wohl möglich, daß jemand, den das Schicksal dazu bestimmt hat, mit Pfeffer und Rosinen zu handeln, ein Held (der Gesinnung nach) sei, während wir es täglich erleben, daß ein Kriegsminister ein „Händler" ist, weil er die Seele eines Krämers und nicht eines Kriegers hat.

Eine Weltanschauung hat zunächst der einzelne Mensch, und so leben denn auch Händlerseelen und Heldenseelen nebeneinander in demselben Volke, in derselben Stadt. Ich behaupte aber einen Völkerkrieg um Weltanschauungen und behaupte also auch, daß Händler und Helden im Kampfe stehen. Demnach müssen wir auch ganze Völker in dem einen oder anderen Sinne charakterisieren können. Das geschieht, indem wir die Seele eines Volkes, seinen Geist, sein Wesen zu erfassen trachten. Diese „Volksseele", dieser „Volksgeist" — mögen wir ihn metaphysisch oder rein empirisch fassen — ist jedenfalls ein Etwas, dessen Bestand nicht geleugnet werden kann, das ein selbständiges Dasein hat neben und über allen einzelnen Angehörigen eines

Volkes, das bleiben würde, obschon alle Menschen stürben, das bis zu einem gewissen Grade sich gegen die lebendigen Einzelpersonen selbständig behaupten kann. Diese Volksseele spricht aus tausend Eigenheiten eines Volkes (und wird bei jedem Volke anders erkannt werden müssen): aus Philosophie und Kunst, aus Staat und Politik, aus Sitten und Gewohnheiten.

In diesem Sinne lassen sich Völker auch als Händlervölker und Heldenvölker unterscheiden, und solcherweise stehen händlerische und heldische Weltanschauung in diesem großen Kriege im Kampfe um die Vorherrschaft. Ihre Träger aber, die beiden Völker, die repräsentativ die Gegensätze vertreten, sind die Engländer und die Deutschen. Und nur als englisch-deutscher Krieg bekommt der Weltkrieg von 1914 seine tiefere welthistorische Bedeutung. Nicht aber wer die Meere beherrschen soll, ist die wichtige Menschheitsfrage, die jetzt zur Entscheidung steht; viel wichtiger und alles Menschenschicksal in sich fassend ist die Frage: welcher Geist sich als der stärkere erweist: der händlerische oder der heldische.

Deshalb müssen wir uns diesen Gegensatz, der alle Tiefen und alle Weiten der Welt umspannt, zu völlig klarem Bewußtsein bringen. Und dabei mitzuhelfen, ist die Aufgabe dieser Schrift, in der ich erst den englischen, dann den deutschen Geist schlicht beschreiben will, um sie dann gegeneinander abzuwägen und die unvergleichliche Überlegenheit des deutschen Geistes dem deutschen Leser — für einen anderen schreibe ich nicht — vor die Seele zu stellen, auf daß er seiner Deutschheit wieder froh werde.

Erster Abschnitt

Englisches Händlertum

Zweites Kapitel: Die Elemente des englischen Geistes

Es ist hier nicht der Ort, die Entstehung des englischen Geistes eingehend zu schildern, so reizvoll die Aufgabe erscheint. Ich will nur in aller Kürze die Bestandteile aufzeigen, aus denen sich der englische Händlergeist zusammensetzt, und andeuten, was vor allem seine Entwicklung befördert hat.

Die Grundlage alles Engländertums ist ja wohl die unermeßliche geistige Beschränktheit dieses Volks, ist seine Unfähigkeit, sich auch nur um Handbreite über die greifbare und alltägliche „Wirklichkeit" zu erheben. Beweis dessen: was man in England „Philosophie" nennt. Von Francis Bacon angefangen, der nach dem treffenden Ausdruck Nietzsches einen Angriff auf den philosophischen Geist überhaupt bedeutet, bis zu jenem Mann, den man in England ein Menschenalter hindurch „den Philosophen" schlechthin genannt hat: Herbert Spencer.

Sie sind von einer seltsam übereinstimmenden Grundfarbe, alle diese englischen Philosophen: von Bacon bis zu Spencer. Und wenn etwas sie in ihrem innersten Wesen kennzeichnet, so ist es der merkwürdige Umstand, der in jeder Geschichte der Philosophie vor allem hervorgehoben werden sollte: daß sie nämlich alle recht gute, zum Teil vorzügliche — Nationalökonomen gewesen sind: Bacon schrieb

mit gutem Erfolge über Kolonialwirtschaft; Hobbes spricht immer mit einem für seine Zeit hervorragenden Verständnis von ökonomischen Problemen; Lockes Traktat über das Geldwesen ist ebenso bekannt wie Humes Essais über den Handel, über das Geld, über den Zins, über die Handelsbilanz, über Steuern, über den öffentlichen Kredit und ähnliche Themata. Auch Adam Smith, Jer. Bentham, die beiden Mills werden in England als Philosophen hoch geschätzt, während sie uns fast nur als Nationalökonomen vertraut sind. Und Herbert Spencer ist zwar nicht eigentlich Nationalökonom, aber doch in erster Linie Soziologe, darf aber gleichwohl als der einflußreichste englische „Philosoph" unserer Zeit gelten.

Daß diese Hinneigung zu ökonomischen Problemen und dieses Verständnis für ökonomische Zusammenhänge, die wir bei fast allen englischen „Philosophen" von Ruf finden, kein Zufall war, zeigt die ihnen allen in den Grundzügen gemeinsame Orientierung ihres Denkens.

Bezeichnend für die Auffassung der englischen Denker ist mir immer die Auseinandersetzung gewesen, die Herbert Spencer einmal mit seinem tiefer blickenden, aber darum längst nicht so berühmten Landsmann Matthew Arnold gehabt hat, der behauptet hatte: England sei ein ideenarmes Land. Worauf Spencer allen Ernstes erwiderte: dem sei nicht so, da ja doch „englischer Geist" in den letzten Jahren: 1. Amsterdam mit Wasser versorgt; 2. die Kanalisierung Neapels durchgeführt habe; und da 3. die Continental Gas Co. alle Länder mit Gas versehe. Ja, so fährt Spencer

wörtlich fort, es ist eine unbestreitbare Tatsache, „daß das Hauptquartier des Geistes, Berlin selbst, auf Licht warten muß, bis diese Gesellschaft es lieferte.“ „Muß man da nicht sagen, daß mehr Glaube an Ideen von Engländern als von Deutschen bewiesen ward?“ Und der so spricht, ist nicht etwa ein Ingenieur der Continental Gas Co., sondern ein englischer „Philosoph“: der Philosoph der letzten Menschenalter!

In dieser Auffassung des „Philosophen“ Spencer vom Sinn und Wert der Ideen tritt übrigens eine andere Eigenart des englischen Geistes zutage, die für seine Entwicklung zum Händlergeiste von großer Bedeutung geworden ist: die Ausrichtung alles englischen Denkens auf praktische Zwecke. Auch diese Eigenart finden wir schon stark ausgeprägt bei dem „Philosophen“ des Zeitalters Shakespeares: Francis Bacon, der die griechische Philosophie eine „kindische Wissenschaft“, eine „Professorenweisheit“ nannte, weil sie fruchtbar in Worten, unfruchtbar in Werken gewesen sei. Er meinte: Die Früchte und Entdeckungen seien gleichsam die Bürgen, welche für die Wahrheit der Philosophie einstehen. „Das wahre und rechte Ziel der Wissenschaft ist . . ., das menschliche Leben mit neuen Erfindungen und Mitteln zu bereichern. . . .“ „Die Einführung bedeutender Erfindungen (scheint) bei weitem die erste Stelle unter den menschlichen Handlungen einzunehmen.“ Also sprach Bacon, der Begründer der englischen „Philosophie“. An dieser Auffassung hat sich bis heute nichts geändert.

Dieser nüchternen Denkweise entspricht dann — scheinbar

natürlich — eine ausgeprägte Neigung für körperliches Behagen, für materielles Wohlsein, für „Komfort". Denn auch diesen Zug des englischen Wesens können wir weit zurück in die früheren Jahrhunderte verfolgen. Er fiel schon im 16. Jahrhundert den Reisenden als eine Eigenart der Engländer auf. Ein Venetianer, der im 16. Jahrhundert England besuchte und eine bekannte Reisebeschreibung hinterlassen hat, erzählt uns von den Engländern: „wenn der Krieg am heftigsten tobt, trachten sie danach, gut zu essen und jede andere Bequemlichkeit zu haben (vogliono cercare di ben mangiare et ogn' altra loro commodità); dasselbe Urteil fällt Lew. Lemnius in seiner Reisebeschreibung vom Jahre 1560; dasselbe Peter von Blois. Ja — ein Holländer (der Geschichtsschreiber Em. van Meteren, der von 1558 bis 1612 lebte) geht in seinem Urteil so weit, daß er die Engländer für faul, für bequem hält: sie lebten behaglich »een ledich leven leydende«, wie die Spanier (!): die schwierigen, mühsamen Arbeiten ließen sie von Fremden besorgen.

Dagegen glauben alle Beobachter schon damals einen ausgesprochen starken Erwerbstrieb bei den Engländern feststellen zu sollen. Besonders interessant ist es, daß diese Eigenschaft sogar dem Venetianer auffiel: tutti divengono cupidissimi del guadagno. Alle sind toll nach Geld. Man kann dem englischen Volk kein Unrecht zufügen, das sich nicht durch Geld wieder gutmachen ließe (non è possibile fare tanta ingiuria alli Inglesi plebei, la quale non si acconci con il denaro). Sie sind so eifrig in ihren Handels-

geschäften, daß sie auch vor Wuchergeschäften nicht zurückschrecken (sono tanto diligenti nella mercatura che non temano di fare contratti usurari). Wohlgemerkt: das schreibt ein Italiener im Jahre 1500, als also England noch ein gut katholisches Land war.

Ebenfalls von alters her den Engländern eigentümlich ist ihr Dünkel. Es war im 16. Jahrhundert nicht anders wie heute. Wenn sie einen Fremden sehen, der hübsch ausschaut, so sprechen sie: schade, daß es kein Engländer ist: dolore dicunt quod non sit homo Anglicus, vulgo Englishman, erzählt uns Paul Hentzler in seinem Reisebericht aus dem Jahre 1598. Die Engländer sind sehr eingebildet auf sich und ihre Werke; sie glauben gar nicht, daß es auch andere Menschen als sie, oder noch etwas anderes auf der Welt als England gebe (gli Inglesi sono molto amatori di se medesimi e d'ogni loro cosa; nè credono che si trovino altri huomini che loro, nè altro mondo che l'Inghilterra), schreibt wiederum unser venetianischer Gewährsmann am Ende des 15. Jahrhunderts.

Es brauchte nur eine glänzende Entwicklung des kapitalistischen Wirtschaftslebens, vor allem eine rasche Blüte des Handels sich einzustellen, wie es in England seit dem Ende des 16. Jahrhunderts der Fall war (1591 fahren die ersten englischen Schiffe nach Indien, 1600 wird schon die Ostindische Handelskompagnie gegründet), um aus diesen Elementen die massive Händlerweltanschauung aufzubauen, die seit ein paar Jahrhunderten schon das englische Wesen im ganzen charakterisiert.

Ich verstehe unter Händlergeist diejenige Weltauffassung, die an das Leben mit der Frage herantritt: was kannst du Leben mir geben; die also das ganze Dasein des einzelnen auf Erden als eine Summe von Handelsgeschäften ansieht, die jeder möglichst vorteilhaft für sich mit dem Schicksal oder dem lieben Gott (die Religionen werden vom Händlergeist ebenfalls in seinem Sinn geprägt) oder seinen Mitmenschen im einzelnen oder im ganzen (das heißt mit dem Staat) abschließt. Der Gewinn, der für das Leben jedes einzelnen dabei herauskommen soll, ist möglichst viel Behagen, zu dem ein entsprechender Vorrat von Sachgütern gehört, geeignet, das Dasein zu verschönern. Im Bereich dieser Lebensbetrachtung wird also den materiellen Werten ein breiter Raum eingeräumt werden, und damit wird auch diejenige Tätigkeit, die für Herbeischaffung der Mittel zum Behagen — der Sachgüter — sorgt: die wirtschaftliche und vor allem die Handelstätigkeit zu Ehre und Ansehen gelangen. Die wirtschaftlichen Interessen werden also ein Übergewicht bekommen und sich die übrigen Lebenskreise allmählich unterordnen. Haben die Vertreter der Wirtschaft erst die Oberhand in einem Lande, so werden sie dann leicht die Anschauungen ihres Berufslebens auf alle Lebenskreise übertragen, und die händlerische Ansicht der Welt wird eine beträchtliche Stärkung und Festigung erfahren, bis sich händlerische Weltanschauung und praktischer Kommerzialismus schließlich zu einer gar nicht mehr zu trennenden Einheit zusammenfügen, wie es im heutigen England der Fall ist.

Daß sich der Kommerzialisierungsprozeß der gesamten englischen Kultur so vollständig und durchdringend vollzogen hat, hängt wiederum mit einer Reihe zufälliger Ereignisse der Geschichte Großbritanniens zusammen, von denen ich hier nur das bedeutsamste hervorheben will: ich meine die frühzeitige Durchdringung aller Bevölkerungsschichten mit theoretischem und praktischem Kommerzialismus, vor allem auch die völlige Kommerzialisierung des englischen Adels. Kaum eines der heute lebenden Adelsgeschlechter Englands ist feudalen Ursprungs. So gut wie alle sind aus dem Kontor hervorgegangen. Und dann haben die adligen Familien seit Jahrhunderten mit dem gewerbetreibenden Bürgertum im Konnubium gestanden, so daß es einen vom Geschäftsleben distanzierten Stand in England überhaupt nicht gibt, da ja der niedere Adel — die Gentry — automatisch gebildet wird und in dem Maße kapitalistischen Charakter bekommen hat als die kapitalistischen Interessen an Bedeutung gewannen. Daß die übrige Bevölkerung so völlig kommerzialisiert worden ist, hat seinen Grund erstens in der Tatsache, daß durch die Einrichtung des Söldnerheeres alle kriegerischen Instinkte aus der großen Masse ausgemerzt wurden, und daß, wie wir noch sehen werden, alle der Kommerzialisierung länger widerstehenden Elemente der Bevölkerung (die Bauern) so gut wie völlig verschwunden sind, so daß es auch beruflich fast nur noch Menschen in England gibt, die näher oder entfernter mit dem Kommerzium in Beziehung stehen.

Folgerichtig sind dann auch alle leitenden Kreise Englands,

ist die englische Beamtenschaft von merkantilem Geiste erfüllt. Die Überlegenheit Englands im jetzt geführten Handelskriege wird von einem Hamburger Kaufmann, dem Verfasser der Schrift: Der englische Seeräuber, wohl mit Recht auf den Umstand zurückgeführt: „daß England einen Stamm von Beamten besitzt, die entweder direkt aus Handelskreisen selbst oder doch wenigstens aus einem Handelsmilieu hervorgegangen sind und ständig mit der überwiegend handeltreibenden Bevölkerung in Berührung kommen."

Diese Verallgemeinerung der kommerziellen Interessen zusammen mit der natürlichen Plattheit des englischen Geistes — dem Common sense — haben dann die bekannte Wirkung gehabt, daß der englische Geist heute ein einheitlicher im ganzen Volke geworden ist. Jedem fremden Beobachter fällt heute die Massivität der englischen Volksseele, ihre Undifferenziertheit auf. Die „Führer" des englischen Volkes sind stolz darauf, daß sie mit dem Man-in-the street mitfühlen, daß also kein Unterschied mehr in den Instinkten und Gedanken des Niedrigsten und des Höchsten besteht. Dieser Zustand ist natürlich nicht erreicht worden, weil die unteren Schichten so sehr gehoben wären: ich bin sicher, sie stehen geistig tief unter den entsprechenden sozialen Kreisen in Deutschland: der englische Arbeiter, der englische Kommis, der englische Unternehmer. Sondern umgekehrt, weil die Höhen so lange abgetragen sind, bis sie mit den Niederungen auf gleiches Niveau gebracht waren. Man vergleiche die Geistigkeit eines Grey mit der eines Bethmann Hollweg.

Drittes Kapitel: Englische Wissenschaft

Es wäre wiederum eine reizvolle Aufgabe, den Nachweis zu führen, wie alles wissenschaftliche Denken in England, wenn nicht aus kommerzialistischem Geiste geboren ist, so doch von ihm getragen und durchdrungen wird. Das gilt sogar für die Naturwissenschaften, wenigstens diejenigen, die es mit den Lebensvorgängen in der Natur zu tun haben. Es ist unlängst wieder von berufener Seite mit Recht darauf hingewiesen worden, wie die so berühmt gewordene englische Biologie und Entwicklungslehre im Grunde nichts anderes ist als die Übertragung der liberal-bürgerlichen Anschauungen auf die Lebensprozesse der Natur. Um wie viel mehr müssen die Geisteswissenschaften, deren Erkenntnisquelle das eigene, innere Erlebnis ist, von diesem allgemeinen, englischen Volksgeiste durchdrungen sein! Von der Philosophie, deren ich schon gedacht habe, ganz zu schweigen!

Aber ich begnüge mich damit, der in dieser Schrift gestellten Aufgabe entsprechend, zu zeigen, wie sich der händlerische Geist in denjenigen Wissenschaften ausprägt, die sich mit Staat und Gesellschaft beschäftigen, denen man in England die Ethik, weil durchgängig utilitarisch orientiert, also notwendig soziologisch fundiert, zurechnen kann.

Daß es aber eine ausgesprochen englische Ethik und Soziallehre gibt, die von Hobbes und Locke bis John Stuart

Mill und Herbert Spencer trotz starker Abweichungen der Ansichten im einzelnen in der Grundauffassung übereinstimmt, wird man nicht leugnen wollen. Und wird man auch nicht widerlegen können mit dem Hinweis auf einzelne Ausnahmeerscheinungen. Schon daß diese als solche sich deutlich von der traditionell-englischen Lehre abheben, beweist, daß es eine Regel gibt. Zudem lassen sie sich leicht durch ganz besondere Umstände erklären. Man wird Carlyle überhaupt nicht als einen englischen Geist ansprechen dürfen, da er von früh auf nur deutsche geistige Nahrung zu sich genommen hat (an der er, wie manche meinen, sich seinen englischen Magen verdorben hat). Edmund Burke aber, um den vielleicht bedeutendsten Sozialphilosophen zu nennen, der freilich in englischer Sprache schrieb, und der, wie man weiß, auf viele deutsche Denker zu seiner Zeit, namentlich unter den Romantikern, einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat, war — Ire, also, kann man sagen: Anti-Engländer. (Wie sich denn erfreulicherweise fast immer, wo uns ein englisch schreibender Schriftsteller von Geist und Tiefe begegnet, sich feststellen läßt, daß er Ire von Geblüt ist. Das gilt insbesondere auch von den Dichtern. Ich denke an Erscheinungen wie Yorik Sterne, von dem Goethe sagte, daß er „der schönste Geist" gewesen sei, der je gewirkt habe, an Ruskin, an Oscar Wilde, an Bernhard Shaw, die, wie man auch sonst über sie urteilen möge, nicht platt und hausbacken waren, wie es dem englischen Typus entspricht.

Platt und hausbacken fürwahr ist alle echt englische Ethik,

platt und hausbacken alles, was Engländer über den Staat geschrieben haben. Und jeder Gedanke aus händlerischem Geiste geboren.

Wie alles Denken des Händlers, so geht auch alle wissenschaftliche Ethik Englands von dem kleinen, bißchen Leben aus, das der Herr X und Y zufällig führen. Oder, um einen Fichteschen Ausdruck zu gebrauchen: das Objekt ihres normativen Denkens ist ebenso wie das ihres kausalen Denkens nicht das Leben schlechtweg, das überindividuelle Leben als solches, sondern „dieses oder jenes Leben". Also im Grund: das Tote. Denn unser individuelles Leben ist ebensosehr Sterben und Tod wie Leben. Weshalb denn Fichte „die Philosophie des Auslandes" mit vollem Rechte als „totgläubige" bezeichnen durfte. Dieses Einzelwesen Menschlein schließt dann, so will es die utilitarisch-eudämonistische Ethik, mit dem Leben einen Pakt, wonach es eine Reihe von Leistungen verspricht, aber nur im Hinblick auf eine vorteilhafte Wiedervergeltung (hier oder drüben, das bleibt sich gleich). Der infamste Spruch, den je eine Händlerseele hat aussprechen können: handle „gut": „damit es dir wohlergehe und du lange lebest auf Erden", ist der Leitspruch aller Lehren der englischen Ethik geworden. Das „Glück" ist oberstes Ziel des menschlichen Strebens. „Das größte Glück der größten Anzahl", so hat Jeremias Bentham dieses hundsgemeine „Ideal" für ewige Zeiten in Worte geprägt. Worin dieses „Glück" des einzelnen bestehe, zu dessen Beschaffung der ungeheure, komplizierte Apparat der ganzen Welt in Bewegung gesetzt werden mußte, haben natürlich

die einzelnen Ethiker je nach ihrer persönlichen Veranlagung verschieden bestimmt. Aber auch hier läßt sich doch eine Art von Durchschnittsmeinung feststellen: „Glück“ ist Behagen in Ehrbarkeit; Comfort mit Respectability: Apple-pie und Sonntagsheiligung, Friedfertigkeit und Foot-ball, Geldverdienen und Muße für irgendein hobby. Die „Tugenden“, die man pflegen muß, sind diejenigen, die ein friedliches Nebeneinanderleben von Händlern gewährleisten. Ich nenne sie die negativen Tugenden, weil sie alle darauf hinauslaufen, etwas nicht zu tun, was wir triebmäßig vielleicht gern tun möchten: Mäßigkeit, Genügsamkeit, Fleiß, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit in allerhand Dingen, Demut, Geduld u. dgl. Man sehe, was Herbert Spencer (Soc. § 574), als die „wahrhaft menschlichen Gefühle“ preist: Achtung vor dem Eigentumsrecht andrer, pünktliche Rechtschaffenheit, eheliche Vertragstreue, Achtung vor der Individualität des andern, Unabhängigkeitssinn.

In diesen Niederungen der sozialen Gegenseitigkeitsethik werden auch die Vorstellungen des Händlers von „Gerechtigkeit“ und „Freiheit“ geboren. Die Formel der Gerechtigkeit lautet bei Spencer (den wir immer in Zweifelsfällen als denjenigen Autor ansprechen können, der den Tiefstand des englischen Denkens repräsentativ am besten zum Ausdruck bringt): „Es steht jedermann frei, zu tun, was er will, soweit er nicht die gleiche Freiheit jedes andern beeinträchtigt“ (Ethik II § 27). Freiheit wird also gleichgesetzt mit Willkür (positiv), mit Unabhängigkeit (negativ), und zwar im wesentlichen bei Abschluß der täglichen Handelsgeschäfte, mit denen

„der höhere Mensch" nach Ansicht dieser Engländer immer ausschließlicher sein Leben ausfüllt. Im ewigen Handeln und Feilschen haben sich diese sittlichen Postulate der Freiheit = Willkür + Unabhängigkeit überhaupt erst entwickelt, weshalb sie nur in „fortgeschrittenen" Ländern wie England aufgestellt und vertreten werden. Bände spricht der folgende Satz des Klassikers der reinen Krämerphilosophie:

„Der tägliche Austausch von Leistungen nach gegenseitiger Übereinkunft bedingt zu gleicher Zeit die Aufrechterhaltung der eigenen wie die gebührende Berücksichtigung fremder Rechte und begünstigt dadurch ein normales Selbstbewußtsein und einen hieraus entspringenden Widerstand gegen unbefugte Gewalt. Schon der Umstand, daß das Wort ‚Unabhängigkeit' in seiner modernen Bedeutung bei uns erst seit der Mitte des letzten Jahrhunderts in Gebrauch ist, und daß diese Eigenschaft auf dem Kontinent viel weniger ausgebildet erscheint, läßt den Zusammenhang zwischen derselben und der Entwicklung des Industrialismus vermuten."

Was weiß der Engländer von Freiheit!

Herbert Spencer, den ich nicht nur als den jüngsten und autoritativsten englischen „Moralphilosophen" (V. S. V.) zitiere, ist deshalb besonders interessant als Typus, weil er die spezifisch-englische, also flache Ethik mit der spezifisch-englischen, also flachen Entwicklungstheorie zu einer Einheit verschmolzen hat. Er hat das Kunststück fertig gebracht zu beweisen: daß die Kommerzialisierung oder wie er es nennt: die Industrialisierung der Menschheit im Plane der Welt gelegen sei. Was das englische Händlertum, was englische

Respectability an Vertölpelung und Verpöbelung der Kultur und des Menschengeistes geleistet haben: das ist die Folge einer „natürlichen" Entwicklung (gegen welche Behauptung mit gewissen Vorbehalten sogar nichts einzuwenden wäre). Aber nun kommt erst die Schamlosigkeit: diese Verflachung und Verödung ist das sittlich Höhere, weil es das „Natürliche" ist (auf die grotesken Salti mortali der Logik, mit deren Hilfe das „Natürliche" in das „Sittliche" umgedeutet wird, ist hier nicht näher einzugehen). Der Überlebende ist der Stärkere (im Sinne der Anpassungstheorie, das heißt der „fittest"); der Stärkere, „Angepaßte" ist der sittlich Höhere: die besten Individuen, „das heißt solche Individuen, die am besten dem Leben im industriellen Staate angepaßt sind" (Soc. § 567); der „industrielle Gesellschaftstyp" ist der „sittlich höhere Zustand" (Nachschrift zu Kap. XVIII der Soc.).

* * *

Auch den Staat kann sich der Händler nicht anders vorstellen als unter dem Bilde eines riesigen Handelsgeschäfts, das alle mit allen schließen. Die „Vertragstheorie" der Staatslehre ist grundsätzlich aus echtem Händlergeiste geboren, der schon lebendig geworden war zur Zeit der Spätantike, als dieser Gedanke gefaßt wurde, und der Europa zu beherrschen anfing, als die „Vertragstheorie" ihre Wiederauferstehung feierte. Sie ist begierig in allen Händlerstaaten von den „Staatsphilosophen" aufgegriffen: Hugo Grotius! und ist in England zur Alleinherrschaft in der

Staatslehre gelangt seit Hobbes. Herbert Spencer geht insofern über sie hinaus, als er den Staat „organisch" (im biologischen Sinne) wenigstens entstehen läßt (wenn auch die Vorstellungen von dieser Entstehung durchaus die des Londoner City-man sind: so wenn er den Anfang des staatlichen Lebens auf die Differenzierung der Angehörigen einer Gemeinschaft in drei Gruppen zurückführt: die nichts anderes als Vorstand — Aufsichtsrat — Generalversammlung einer Aktiengesellschaft sind: er selbst weist im § 470 seiner Soziologie auf diese Analogie hin, oder: wenn er das englische Budgetrecht zu einer Ureinrichtung der Menschheit macht §§ 500f. usw.); und sofern er eine frühere Epoche der Staatengeschichte ohne Vertragsverhältnis annimmt, in der ein naturgewachsener „Status" geherrscht habe, um dann aber nur um so kräftiger die Vertragstheorie zur Geltung zu bringen. Auf jene Zeiten unvollkommener Gesellschaftsbildung folgt nämlich nach Spencer, kraft einer „natürlichen Entwicklung", eine Periode, die er im Gegensatz zu jener ersten „kriegerischen" als die „industrielle" bezeichnet, und diese beginnt „mit der Einsetzung des Vertrages als des universellen Verhältnisses, unter dessen Einfluß die Leistungen der einzelnen zum gegenseitigen Vorteil sich zusammentun."

Die Stellung des einzelnen zum Staate ist nun bewußt die Stellung des seinen Vorteil berechnenden Händlers.

„Jeder Bürger wünscht zu leben, und zwar so vollkommen zu leben, als die ihn umgebenden Verhältnisse es gestatten. . . ."

Der Staat „hat dafür zu sorgen, daß die Bedingungen

erhalten bleiben, unter denen jeder des vollkommensten Lebens, das mit dem ebenso vollkommenen Leben seiner Mitbürger überhaupt vereinbar ist, teilhaftig werde."

Ethik § 116.

Der einzelne hat gegenüber dem Staate nur „Rechte", im wesentlichen die Rechte, frei Handel zu treiben. Spencer zählt in seiner „Ethik" folgende „Menschenrechte" (= Bürgerrechte) auf:

1. Recht auf körperliche Unverletzlichkeit. „Das Recht auf Leben hat die maßgebende Stelle im Denken erlangt" — das Leben immer in dem oben gekennzeichneten trivialen Sinne gefaßt;
2. Recht auf freie Bewegung und Ortsveränderung;
3. Recht auf den Genuß der natürlichen Medien (Licht, Luft, Erdoberfläche);
4. Recht auf Eigentum;
5. Recht auf geistiges Eigentum;
6. Recht auf Schenkung und Vermächtnis;
7. Recht auf freien Handel und freien Vertrag;
8. Recht auf freien Erwerb;
9. Recht auf Freiheit des Glaubens und des Kultus;
10. Recht auf Freiheit der Rede und der Presse.

Es ist bekannt, wie diese flache Händlerauffassung vom Staat schließlich zu dem führt, was man die Angst vor dem Staate nennen kann. Je weniger Staat, desto besser — das ist die Melodie, die alle englischen Staatstheoretiker seit Locke singen. Das Ideal, zu dem hin sich die „industrielle Gesellschaft" bewegt, ist die völlige Staatslosigkeit. Um nochmals den „Philosophen" zu Worte kommen zu lassen (H. Spencer, Soc. §§ 563. 564, 569):

„Der einzige Zweck, der noch durch öffentliche Tätigkeit zu erreichen bleibt, ist der, die private Tätigkeit innerhalb der gebührenden Schranken zu halten. . . .“

„Innerer Schutz wird zur Hauptfunktion des Staates.“

„Fast alle öffentlichen Organisationen verschwinden notwendigerweise, mit einziger Ausnahme der die Rechtspflege besorgenden, da sie eben alle von der Art sind, daß sie den Bürger beeinträchtigen (!), entweder indem sie ihm bestimmte Handlungen befehlen, oder indem sie ihm von seinem Eigentum mehr entziehen, als zu seiner Beschützung notwendig wäre.“

Diese englische Auffassung vom Staate hat sich in unseren Seelen unverlöschlich in ihrer Eigenart eingeprägt durch das Wort Ferdinand Lassalles, der sie eine „Nachtwächteridee“ nannte: „eine Nachtwächteridee deshalb, weil sie den Staat selbst nur unter dem Bilde eines Nachtwächters denken kann, dessen ganze Funktion darin besteht, Raub und Einbruch zu verhüten.“ Er nannte die Manchester-Männer ein anderes Mal „moderne Barbaren, welche den Staat hassen, nicht diesen oder jenen bestimmten Staat, nicht diese oder jene Staatsform, sondern den Staat überhaupt, und welche, wie sie das hin und wieder deutlich eingestanden, am liebsten allen Staat abschaffen, Justiz und Polizei an den Mindestfordernden verganten und den Krieg durch Aktiengesellschaften betreiben lassen möchten. . . .“

Lassalle folgte hier seinem großen Lehrer Fichte, der sich schon ähnlich über diese Händlertheorie vom Staate geäußert hatte: „Diese Ansicht des Staates ist sogar in den Schulen der Weisheit ziemlich allgemein“ — klagt Fichte.

„Sie zeigt sich in dem Eifer für die Freiheit; das ist: die Gesetzlosigkeit des Erwerbes, — in der Behauptung, daß der Staat gänzlich wegfallen würde, wenn es keine Räuber mehr gäbe, indem alles übrige außer seinem Umkreise liegt. . . .“ Nach dieser Auffassung halten „die Eigentümer den Staat, wie ein Herr sich einen Bedienten hält“. „Der Staat, meinen sie, sei ein notwendiges Übel, weil er Geld kostet; man muß aber jedes Übel so klein machen als möglich.“

Man hat gemeint: das soziale Manchestertum sei eine der Bourgeoisie eigene Weltanschauung; es sei also durch die Eigenart einer Klasse, das heißt sozial bedingt. Kein Geringerer wiederum als Ferdinand Lassalle hat diesen Gedanken allen seinen Schriften und Reden untergelegt. „Daher (um den Arbeiter besser ausbeuten zu können, meint er) der Haß unserer liberalen Bourgeoisie gegen den Staat, nicht gegen einen bestimmten Staat, sondern gegen den Begriff des Staates überhaupt, den sie am liebsten ganz aufheben und in den der bürgerlichen Gesellschaft untergehen lassen, das heißt in allen seinen Punkten mit der freien Konkurrenz durchdringen möchte. . . . Daher vor allem der gipfelnde Haß der Bourgeoisie gegen jeden starken Staat, wie immer organisiert und beschaffen er auch sei. . . .“ Das war ein Irrtum Lassalles. Es mag zugegeben werden, daß die Klasseninteressen der Bourgeois der staatsfeindlichen Philosophie am ehesten entgegenkommen; aber die beiden decken sich keineswegs. Es gibt auch Bourgeoisien mit einem stark ausgeprägten Staatsgefühl. Es gibt Staatstheorien, die

völlig unabhängig von irgendwelchem Klasseninteresse entworfen sind. Andrerseits gibt es auch anti-kapitalistische Bestrebungen in Hülle und Fülle, die aus eudämonistisch-individualistisch-manchesterlichem Geiste geboren sind. Ja — es gibt keine einzige englische Richtung des Sozialismus oder der Arbeiterbewegung, die nicht individualistisch-eudämonistisch orientiert wäre, das heißt also von den Rechten des Individuums an die Gemeinschaft ausginge und das größte Glück der größten Anzahl zum Zielpunkt hätte.

Thomas Morus, der seinen Geist doch immerhin an Platos Ideen genährt hatte, und von dem man am ehesten eine andere Auffassung erwarten sollte, läßt seine Utopier doch in plattestem, englischem Mittelstandsglück ihre Befriedigung finden. „Die Seele ist . . . durch Gottes unendliche Güte zur Glückseligkeit geschaffen. . . .“ „Die Utopier schlagen sich auf die Seite derjenigen Partei, welche das menschliche Glück entweder überhaupt oder doch einen wesentlichen Teil desselben im Vergnügen sieht.“ Nicht in jedem Vergnügen, fügt der weise Staatskanzler hinzu, sondern nur im „ehrbaren“. (So verlangt es die englische Respectability.)

Und dabei ist es geblieben. Man mag einen der großen englischen „Sozialisten“ ansehen, welchen man will: ob Godwin, ob Thompson, ob Owen: so verschieden sie sonst voneinander sein mögen, in ihren theoretischen Grundlagen wie in ihren praktischen Idealen bleiben sie sich gleich: die Gesellschaft ist ein Aggregat von Individuen, ihr Zweck ist: das größte Glück der größten Zahl zu fördern. Und keiner der englischen Arbeiterführer, ob revolutionär, ob

reformistisch, hat je einen anderen Gedanken gefaßt als diesen. (Carlyle ist immer eine durchaus unenglische Sondererscheinung.) Nein — nicht sozial, sondern national bedingt sind die Grundanschauungen von Staat und Gesellschaft. Und die individualistisch-eudämonistische Sozialphilosophie ist ursprünglich und im tiefsten Sinne ein Ausfluß des englischen Geistes (wie weit auch und in welcher — erheblichen! — Eigenformung des französischen Geistes, ist hier nicht zu erörtern).

* * *

Die theoretische Stellung des Händlers zum Kriege ergibt sich ohne weiteres aus seinen Grundansichten: sein Ideal muß der allgemeine „ewige" Frieden sein. Er mag ausgehen von den engeren Interessen des Wirtschaftslebens, denen er ja einen so breiten Raum in seinem System der Werte einräumt, oder er mag die allgemeine händlerische Weltanschauung zur Richtlinie für sein Urteil wählen.

Daß die internationale Kapitalanlage, daß der Handel, zumal der große Überseehandel (in seinen heutigen zivilisierten Formen wohlgemerkt!), den Frieden zu ihrem Gedeihen nötig hatten, sieht jedes Kind ein. Wenn es wirklich zu einer Wichtigkeit geworden ist, daß Speck und Baumwollwaren ungefährdet von einer Stelle der Erde zur anderen befördert werden: wie sollte man nicht jede kriegerische Störung als unverträglich mit den Fortschritten der Zivilisation ansehen. Da ja die fortschreitende Verkommerzialisierung der Menschheit in der Richtung der Entwicklung zu höheren Daseinsformen gelegen ist, so ist die sittliche Forderung des ewigen Friedens ja eine selbstverständliche Folgerung.

Aber auch ohne die unmittelbare Rücksicht auf den unbehinderten Ablauf des wirtschaftlichen Prozesses muß die allgemein-händlerische Weltanschauung zur Ablehnung des Krieges führen.

Da die Vertreter dieser Ansicht nie etwas weiteres vom Leben gehofft haben, denn „die Fortsetzung der Gewohnheit, da zu sein unter erleidlichen Bedingungen", so liegt ja kein ersichtlicher Grund vor, weshalb man nicht friedlich-schiedlich auf Erden leben soll, wenn es irgend möglich ist. Das Behagen wird durch einen Krieg in keiner Weise erhöht. Und vor allem: wenn das größte Glück der größten Zahl das Ziel und der Zweck des Lebens und in Sonderheit des Staatslebens ist: wie soll sich die Opferung einzelner Menschen im Kriege rechtfertigen lassen? Warum, so wird jeder einzelne mit Recht fragen, von dem man verlangen wollte, daß er sich den feindlichen Kugeln aussetze, soll ich in den Tod gehen, damit andere des Glückes teilhaftig werden, auf das ich keinen geringeren Anspruch habe als sie?

Die Logik des Händlertums führt also mit Notwendigkeit in erster Linie zur Ablehnung jedes Krieges, in zweiter Linie: soweit sich ein Krieg, der natürlich nur ein „Verteidigungskrieg" sein darf, nicht vermeiden läßt, zur Forderung des Söldnerheeres, das ja auf dem Grundsatze beruht, daß das Kriegshandwerk, wie jedes andere Gewerbe, betrieben wird zum Zwecke des Gewinnes. Wahrt man die „Freiwilligkeit" des Beitritts, so hat man die Grundsätze der Händlermoral gewissenhaft befolgt.

Das ist denn auch der Standpunkt aller Staatstheoretiker in England gewesen: der Krieg ist ein notwendiges Übel; muß er durchaus geführt werden, dann tunlichst „durch andere" und — wie hinzugefügt werden mag — mit allen Schikanen der kommerzialistischen Technik. So haben sie gelehrt von Thomas Morus an bis wiederum herab zu unserem Herbert Spencer.

Thomas Morus verdient besondere Beachtung. Er schrieb seine Utopia (1516 erschienen) zu einer Zeit, als das englische Volk keineswegs schon durchgehend verkrämert war; zu einer Zeit, in der die Ausländer, die nach England kamen, die kriegerischen Fähigkeiten der Engländer sogar rühmend hervorhoben. „Sono molto reputati nell'arme" schreibt unser Gewährsmann, der venetianische Verfasser der Relatione im Jahre 1500. Kein Wunder. Lebte ja doch das Geschlecht noch, das den Kampf zwischen York und Lancaster gekämpft hatte, und dessen Älteste noch die Kriege mit Frankreich erlebt hatten. Freilich scheint damals schon eine starke Wendung zum Händlerischen eingetreten zu sein. Hat sich der kriegerische Geist des englischen Volkes in den Schlachten des Bürgerkrieges verblutet? Und aus der Sehnsucht nach Frieden heraus ist die Schrift des Staatskanzlers More geschrieben, die ein Schrei des englischen Händlergemütes nach Erlösung von dem Übel ist, und aus der sich (trotz ihrer antikapitalistischen Tendenz oder gerade deswegen) die gesamte händlerisch orientierte Staatsphilosophie der späteren Engländer herauslesen läßt.

Was More über die Stellung der Utopier zum Kriege

sagt, ist deshalb so interessant, weil sein Programm fast in jedem Punkte (wie ich noch zeigen werde) von den Engländern in den späteren Jahrhunderten verwirklicht ist: Beweis genug, wie ursprünglich diese Anschauungen, die More vertritt, dem händlerischen Denken und Empfinden sind.

Hier sind ein paar Stellen aus der Utopia, die das Gesagte erweisen:

„Den Krieg verabscheuen die Utopier als etwas geradezu Bestialisches, womit sich gleichwohl keine Gattung wilder Tiere so häufig zu schaffen macht wie der Mensch; und entgegen den Sitten fast aller anderen Völker halten sie nichts für so unrühmlich als den im Kriege erstrebten Ruhm . . ." nichts destoweniger jedoch üben sie sich sehr eifrig in soldatischer Zucht . . . usw. [Keim des Sportismus!]

„Sie beginnen einen Krieg aber nicht blindlings, sondern entweder um ihre Grenzen zu schützen oder um die das Gebiet ihrer Freunde überschwemmenden Feinde zurückzuschlagen (!) oder um irgendein von Tyrannei bedrücktes Volk, dessen sie sich erbarmen (!), vom Joche der Tyrannei und von der Sklaverei zu befreien, was sie aus purer Menschlichkeit unternehmen" (!). [Keim des englischen cant!]

„Ein blutiger Sieg widert sie nicht bloß an, sie schämen sich desselben sogar, indem sie es für eine große Torheit halten, eine Ware, und sei sie auch noch so kostbar, zu teuer gekauft zu haben. Den Gegner aber durch Kriegskunst und List zu besiegen und unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, dessen rühmen sie sich mit Frohlocken . . ."

„Sofort, nachdem der Krieg erklärt ist, sorgen sie dafür, daß heimlich und zu gleicher Zeit eine große Anzahl mit ihrem Staatssiegel versehener Proklamationen an den bekanntesten Orten des feindlichen Landes angeheftet

werden, worin ungeheure Summen als Belohnung für denjenigen ausgesetzt werden, der den Fürsten des feindlichen Landes aus dem Leben schafft, dann geringere, obwohl immer noch sehr bedeutende, für die einzelnen hervorragenden Häupter beim Feinde" usw.; „in der Höhe solcher Spenden gibt es für die Utopier keine Grenze . . ." „Dieser Gebrauch, den Feind als ein Versteigerungs- und Verkaufsobjekt zu behandeln, gilt bei andern Völkern als verwerflich . . . sie aber dünken sich deswegen ob ihrer hohen Klugheit lobenswert . . .". „Kommen sie auf dem angegebenen Wege nicht zum Ziele, so streuen sie den Samen der Zwietracht unter den Feinden aus . . ." „Verspricht auch dieses Verfahren innerer Parteizerklüftung keinen Erfolg, so stacheln sie die dem Feinde benachbarten Nationen auf und setzen sie gegen ihn in Bewegung, unter dem Vorwande eines alten ausgegrabenen Rechtstitels, um welchen ja Könige nie verlegen sind, geben die Zusage ihrer eigenen Streitkräfte im Kriege und gewähren im reichsten Maße Hilfsgelder. Unter jenen senden sie von eigenen Bürgern nur sehr wenige ab . . . Gold und Silber aber . . . geben sie leichten Herzens ab . . ." „Außer ihren einheimischen Reichtümern aber besitzen die Utopier auch noch unermeßliche Schätze im Auslande, weil die meisten Völker . . . ihnen verschuldet sind . . ." Die Utopier bedienen sich mit Vorliebe zum Kriegführen der „Zapoleten", eines 500000 Schritt von Utopia wohnenden, „häßlichen, barbarischen, wilden" Volks, „das seinen heimischen Gebirgen und Wäldern, in denen es geboren ist, den Vorzug vor jedem anderen Aufenthalte gibt." (Damit können die Deutschen oder die Schweizer gemeint sein.) „Dieses Volk leistet den Utopiern Kriegsdienste gegen alle Völker, gegen die sie Krieg führen, weil seine

Hilfe von diesen um einen so hohen Preis gemietet wird, wie das niemand sonst tut . . .“ „Darum kümmern sie sich wenig, wie viele sie von solchen Bundesgenossen verlieren . . .“ „Nach diesen verwenden sie auch die Truppen derjenigen, zu deren Schutze sie zu den Waffen greifen, sodann auch die Hilfstruppen ihrer sonstigen Freundnachbarn. Endlich (!) bilden sie ein Korps ihrer eigenen Mitbürger . . .“ „In jeder Stadt wird eine Aushebung aus der Schar derjenigen vorgenommen, die sich freiwillig stellen, denn zum Kriege nach auswärts wird keiner wider seinen Willen zum Militär genommen . . .“ „Wie sie auf alle Weise trachten, nicht selbst in den Kampf eingreifen zu müssen, und den Krieg nur durch die stellvertretende Hand der Mietstruppen geführt wissen wollen, so gehen sie, wenn ihre persönliche Beteiligung an der Schlacht einmal unvermeidlich geworden, ebenso unerschrocken ins Zeug, wie sie, so lange es ihnen freistand, den Kampf klüglich vermieden haben . . .“

Man weiß bei Morus nie, wo sein Ernst aufhört und sein Spott anfängt. Deshalb kann dieses Ideal von der Kriegführung ebensowohl eine Verhöhnung der Krämer bedeuten, die der große Kanzler damals unter seinen Landsleuten emporkommen und an Einfluß gewinnen sah. Mit welchen Gefühlen würde er den Krieg von 1914 erleben, in dem er seine „Utopier“ das vierhundert Jahre früher entworfene Programm ausführen sähe! Aber über die händlerische Praxis will ich später im Zusammenhange sprechen. Hier mag nur mit einem Worte neben der Ansicht des zeitlich ersten die Auffassung vom Sinn und Wesen des Krieges des zeitlich letzten englischen Sozialphilosophen gekennzeichnet werden.

Der Krieg, meint Herbert Spencer, hat früher einmal Segen gestiftet. Heute brauchen wir ihn nicht mehr; heute ist er überflüssig; heute leisten Handel und Industrie alles weit besser. Heute hat der Krieg nur Übelstände im Gefolge. „Mit der Zurückdrängung kriegerischer Tätigkeiten und dem Zerfall kriegerischer Organisationen wird eine Besserung der staatlichen Verhältnisse von selbst eintreten. Ohne jene Änderungen kann es auf keinem Gebiete dauernd besser werden" (Soc. § 582).

Gerechtfertigt ist nach der Ansicht Spencers nur ein „Verteidigungskrieg", weil (man höre!) durch die Aufopferung einer kleineren oder größeren Anzahl Individuen die Gesamtheit erhalten wird. Aber auch ein „Verteidigungskrieg" hat nur Sinn, wenn eine wirksame Verteidigung Aussicht auf Erfolg hat. „Denn es dürfte ohne weiteres ebenfalls klar sein, daß, wo der eindringende Feind übermächtig ist, eine solche Aufopferung einzelner keinen vernünftigen Sinn mehr hat." (!!) (Ethik II § 43). Abzug der englischen Truppen aus dem belagerten Antwerpen! Ich komme noch darauf zu sprechen „Der Soldat — der natürlich nur als Söldner denkbar ist — setzt sein Leben aufs Spiel, das übrige Volk läßt sich Abzüge vom Erwerb gefallen, um das Heer zu unterhalten ..." Das sind berechtigte Opfer des Bürgers: „als Mittel zur Erreichung des obersten Endzwecks, ihm die Sicherheit zu verbürgen, daß er seine Tätigkeit ungestört ausüben und sich des Lohnes derselben erfreuen könnne." (!!)

Ein liebes Volk sind doch unsere „Vettern"!

Viertes Kapitel: Englischer Staat und englische Kultur

Der englische Staat hat seinesgleichen nicht in der Geschichte. Vielleicht daß im kleinen die Händlerstaaten des Altertums: die Staaten der Phönizier und Karthager etwas Ähnliches dargestellt haben. Aber ein „Weltreich" aus rein merkantilem Geiste geboren, hat es noch nicht gegeben. Das Eigentümliche des englischen Staates beruht ja darin, daß er nichts von alledem enthält, was man bisher sinnvollerweise vom Staate gedacht hatte: daß er nämlich eine organisch gegliederte, zur kulturellen und zivilisatorischen Einheit zusammengefügte Gemeinschaft von Menschen sei, der meinetwegen als Außenwerke „Kolonien" in entsprechend großem Umfange zugehören. Alles, was wir bisher an großen Staaten kennen gelernt haben, ist organisch gewachsen aus innerem Lebenstriebe heraus. Das englische Weltreich ist jedoch wie eine Kapitalsumme mechanisch Stück für Stück aneinander gereiht: die einzelnen Bestandteile sind „akkumuliert" und hängen ganz lose untereinander und mit dem Mutterlande zusammen. Was heißt das: Indien, ein 300-Millionen-Land „gehört" zu Großbritannien?! Dieses Zugehören hat nur einen Sinn, wenn man das gesamte britische Weltreich aus kommerzialistischem Geiste zu verstehen trachtet: das heißt, es zu begreifen versucht nicht als einen Staat, sondern als ein großes Geschäftshaus, bei dem

das Mutterland das Stammhaus darstellt, wo die Zentralkasse und die Zentralbuchführung sich befinden, während die Kolonien die Filialen sind.

Wie völlig unorganisch England als Land für sich gebildet ist, lehrt ein Blick in die Statistik. Offenbar ist ein Staat, dessen Bewohner nicht zum großen, ich möchte fast sagen: zum größeren Teil der Landwirtschaft angehören, eine Mißbildung. Nun ist aber in England der Anteil der in der Landwirtschaft (und — der sehr beträchtlichen! — Fischerei) beschäftigten Personen auf 8 (!) Prozent gesunken. Diesem Zwölftel steht ein volles Viertel Berufshändler gegenüber (fast 25 % der Einwohner Englands sind in Handel und Verkehr beschäftigt), und fast die Hälfte der Einwohner Englands (45 %) sind in der Industrie tätig. Ein solchermaßen beruflich gegliederter Staat ist eine Karikatur, ist gar keine lebendige Einheit mehr, sondern nur ein Kontor. Die „Kolonien“ sind Pumpstationen, die ausschließlich den Zweck haben, entweder direkt oder (meist) indirekt dem Mutterlande Überschüsse abzuwerfen. Man kann das in einzelnen Fällen deutlich verfolgen, wie nur diese merkantile Ausbeutung eines Landstrichs zu dessen Einbeziehung in den Kolonialbesitz führt oder wie die Kapitalanlage in einem Gebiete dieses „reif“ zur Annektierung erscheinen läßt. Ich denke an Ägypten, Angola, Mesopotamien.

Nach den jüngsten Schätzungen der Manchester Social-Society hat England im Auslande 74,7 Milliarden Mark angelegt; davon 35,9 Milliarden in den Kolonien. Rechnet man aber von diesen Anlagen die festverzinslichen Anleihen

ab, die naturgemäß vornehmlich an fremde, selbständige Staaten gegeben werden, so wird von der eigentlichen Kapitalanlage sicher der größte Teil in den Kolonien gemacht sein. Das Mutterland dient im wesentlichen dazu, dieses Riesenunternehmen „englisches Weltreich" zu leiten und die Ein- und Ausgänge zu verrechnen. Das ist das ungefüge Wesen, der Leviathan, den Hobbes im Geiste vorausgesehen hat, als er sein Idealbild des Staates entwarf, von dem er meinte: daß seine Kraft im Reichtum der einzelnen Bürger bestehe(!): divitiae singularium hominum sunt pro robore.

Wenn wir nach dem Vorgange von Hobbes im Bilde eines Organismus uns den englischen Staat vorstellen wollen, so erscheint Großbritannien wie einer jener Riesenpolypen, die nur noch aus Fangarmen und einem enormen Verdauungsapparat bestehen, während alle anderen Organe: Kopf, Herz und was sonst noch in differenzierten Organismen von Bedeutung ist, abgestorben sind.

* * *

Wie das englische Staatsgebilde aus kommerzialistischem Geiste geboren ist, so sind selbstverständlich auch alle Mittel der staatlichen Politik dem Umkreis der merkantilen Gedanken und Ideen entnommen. Es ist ungemein lehrreich, zu beobachten, wie durch die englische Politik dasjenige Machtmittel zur Geltung kommt und zum eigentlichen Werkzeug des politisch Handelnden gemacht wird, das unmittelbar aus Händlergeist erzeugt ist: der Vertrag.

Überblickt man die äußere Geschichte Englands, vor allem auch seine Wirtschafts- insonderheit Handelsgeschichte, so

läßt sich leicht nachweisen, wie die hervorragende Geschicklichkeit im Vertragschließen hauptsächlich Englands Größe herbeigeführt hat. Wenn man sich den ungeheuren Aufschwung erklären will, den das englische Wirtschaftsleben im 18. Jahrhundert erlebt, so wird man vor allem zu bedenken haben, daß im Anfang des Jahrhunderts zwei Verträge abgeschlossen wurden, kraft deren es England gelang, vor allen anderen Völkern den Strom der Edelmetalle aus den spanischen und portugiesischen Kolonien an sich zu ziehen, dessen Zufluß ihm erst allen übrigen großen Handel mit Europa und dem Osten möglich machte. Die beiden Verträge, die ich im Sinne habe, sind der Methuen-Vertrag (1703) und der Assiento-Vertrag (1713).

Daß mit dem geschickten Vertragschließen auch alle Mittel des Betruges, des Vertragsbruchs, der Gaunerei, Dieberei, Räuberei Hand in Hand gingen, ist jedem Kenner der englischen Geschichte bekannt. Die Moral insanity dieses Volkes ist das Geheimnis seiner Macht zum nicht geringen Teile. Aber was uns hier interessiert, sind nicht die Machenschaften des gaunerischen Händlers, die England zu allen Zeiten beliebt hat, sondern die des Händlers als solchen. Denn was wir erkennen möchten, ist ja die Geburt des gesamten Englands aus händlerischem Geist.

Da müssen wir uns nun erinnern, daß auch in der „höheren" Politik die geschickte Verwendung des Vertrages dem Volke zu seinen Erfolgen verholfen hat. Was ist es denn im Grunde, wodurch Indien „erobert" wurde und beim Reiche gehalten wird? Die händlerisch geschickte Ausnutzung

der tausend Gegensätze, die Indien erfüllen: zwischen Mohammedanern und Hindus, zwischen den einzelnen Nabobs und Subahs, die sich von dem Großmogul losrissen und sich unabhängig zu machen strebten. Wir wollen uns immer gegenwärtig halten, daß in der berühmten Schlacht von Plessey (23. Juni 1757), durch die Indien für England erobert wurde, 3000 Mann auf englischer Seite fochten, von denen 900 (!) Engländer waren!

Vorteilhafte Verträge zu schließen (schon die Regierung der „Utopier" bei Morus, der die englische Volksseele so tiefinnerlich begriffen hatte, erkannte in diesem ihre Hauptaufgabe) und — was unmittelbar damit verwandt ist — gegnerische Kräfte dadurch unschädlich zu machen, daß man sie gegeneinander wirken läßt und damit die eigene Gefährdung hintanhält: darauf allein ist das Augenmerk Englands seit jeher gerichtet gewesen.

Man weiß, daß der leitende Grundsatz der englischen Politik seit geraumer Zeit der ist: das „Gleichgewicht" unter den europäischen Staaten zu erhalten (gleichwie auf diesem Grundsatz die englische Politik in Indien aufgebaut ist). Diese „Gleichgewichtsidee" ist nun offenbar wiederum aus händlerischem Geiste geboren: es ist das Bild der Wage, die der Krämer in der Hand hält, um Rosinen und Pfeffer abzuwiegen. Sie hat das Licht der Welt in den italienischen Händlerstaaten des Mittelalters erblickt und ist begreiflicherweise zur Zentralidee des englischen Händlerstaates geworden. Auch hier tritt uns wieder das lebenzerstörende Wesen alles händlerischen Geistes in die Augen: es ist eine rein mecha-

nische Auffassung von allem Staatlichen, das „Kräfte“ im „Gleichgewicht“ erhalten will. „Abwägen“ kann man nur tote Stoffe; aber nicht Lebewesen, was Staaten in Wirklichkeit sind. Schon Adam Müller hat seinen Spott über „das armselige Bild der schwankenden Wage“ ausgegossen. „Als ob das Völkerrecht nichts anderes wäre als das Fazit einer politischen Rechenkunst.“

* * *

Besonders lehrreich ist es nun aber zu beobachten, wie der Händler Krieg führt: wir werden sehen: völlig nach dem Programm der Händlertheoretiker, von denen wir oben einige kennen gelernt haben. Da er keine anderen Interessen als die materiellen kennt, so kann der Krieg für ihn auch immer nur die Bedeutung haben, daß er materielle Interessen schützt oder verteidigt, in England also fast ausschließlich Handelsinteressen oder die Interessen der Kapitalbesitzer im Auslande. Im Jahre 1909 erschien in einer bekannten englischen Monatsschrift »The United Service Institution« die preisgekrönte Arbeit eines britischen Seeoffiziers. Darin fanden sich folgende Sätze (die ich nach der Wiedergabe in der Schrift des Grafen Ernst zu Reventlov: England, der Feind, hier anführe): „Wir (Großbritannien) ziehen nicht aus sentimentalen Gründen in den Krieg. Ich zweifle, daß wir das jemals taten. Krieg ist das Ergebnis von Handelsstreitigkeiten; sein Ziel ist, unseren Gegnern mit dem Schwerte diejenigen wirtschaftlichen Bedingungen aufzuzwingen, welche wir für notwendig erachten, um uns kommerzielle Vorteile zu verschaffen. Wir bedienen uns aller denkbaren Vor-

wände und Anlässe für den Krieg, aber zugrunde liegt allen der Handel: we give all sorts of reasons for war, but at the bottom of them all is commerce."

Jeder, der auch nur oberflächlich die englische Kriegsgeschichte kennt, weiß, wie wahr hier der englische Seeoffizier die Gründe aller englischen Kriege gekennzeichnet hat. Vor allem wurde das Geschäftshaus England dann immer zur Anwendung kriegerischer Gewaltmittel gezwungen, wenn es zu bemerken glaubte, daß eine Konkurrenzfirma ihm den Rang auf dem Weltmarkte abzulaufen im Begriffe stehe. Daher die Kriege gegen Spanien im 16., gegen Holland im 17., gegen Frankreich im 18. Jahrhundert und nun gegen uns jetzt. Aber auch in jedem einzelnen Falle läßt sich die kommerzialistische Veranlassung der Kriege, die England geführt hat oder für sich führen ließ, nachweisen. Ich denke an den Krieg, den England 1739 an Spanien erklärte, weil eine Entschädigungssumme der Südseegesellschaft von Spanien nicht bezahlt wurde und Waren der Südseegesellschaft einbehalten worden waren. Ich denke an die „Eroberung" Indiens (im Jahre 1757), die Lord Clive im Auftrage der Ostindischen Handelskompagnie unternahm, um die vom Nabob in Bengalen angegriffenen Kommis der Gesellschaft zu rächen bzw. zu verteidigen. Ich denke an die Teilnahme Englands an unserem Siebenjährigen Kriege, die besonders lehrreich ist: England unterstützte Preußen, weil es — im allgemeinen — ihm darauf ankommen mußte, daß die damals noch erste See- und Handelsmacht Frankreich geschwächt wurde; weil es im besonderen ein Interesse hatte,

daß Frankreichs Herrschaft in Indien gebrochen wurde. Dieses geschah aber durch die Eroberung und Schleifung Pondicherys (am 16. Januar 1761), während die Eroberung Kanadas im Jahre 1760 die Stellung Frankreichs im Westen erschüttert hatte. Mit dem 16. Januar 1761 war also Englands Interesse am Kriege Friedrichs II. erschöpft. Folglich stellte es auch seine Teilnahme alsobald ein! Im Dezember 1760 war der Allianzvertrag Englands mit Friedrich II. noch einmal unter großer Einmütigkeit des Parlaments erneuert worden; im folgenden Jahre wurde er nicht erneuert trotz weh- und demütiger Briefe des großen Königs an Pitt.

Ich denke aber auch an die Kriege des 19. Jahrhunderts, die unmittelbar als Handels- oder Kapitalkriege geführt sind: an den Opiumkrieg (1840/42) gegen China, an den Gold- und Diamantenkrieg gegen die Buren, an den Krieg von 1914.

Wie aber die Motivierung des Krieges bei diesem Händlervolke eine rein kommerzialistische ist: dieselbe, die von Rechts wegen jeder kapitalistischen Unternehmung zugrunde liegt, nämlich möglichst hohen Profit zu erzielen, wird dann der Krieg selber auch als gar nichts anderes denn als eine kapitalistische Unternehmung angesehen und als solche organisiert. Da ist denn nun der vornehmste Gedanke: man führt nicht selbst Krieg, sondern man läßt Krieg führen. Wie man für den Betrieb einer Baumwollspinnerei Produktionsmittel und Arbeitskräfte auf dem Markte ankauft, so nach dem Grundsatze des Söldnerheeres Kanonen und Soldaten. Es ist der alte Standpunkt des kriegführenden Krämers,

wie ihn im Altertum Karthago, im Mittelalter die Bankierstaaten Italiens eingenommen haben. Noch besser und merkantilisch richtiger gedacht ist es, den Krieg gar nicht auf eigene Rechnung und Gefahr zu führen, sondern sich bloß mit einer Kapitaleinlage an dem Unternehmen zu beteiligen: das war das Verfahren der Engländer im 18. Jahrhundert, als sie die europäischen Staaten mit ihren Subsidien überschwemmten. Leider läßt sich das Geschäft nun aber heutzutage nicht mehr ganz so bequem abwickeln. Die Geschäfte sind überhaupt heute schwerer zu machen: das ist ja ein allgemeines Kennzeichen unserer Zeit, und auch hier haben die damned Germans den armen Briten das Leben sauer gemacht, gerade wie beim Absatze auf dem Warenmarkte.

Heute muß schon ein etwas kunstvolleres Verfahren angewandt werden, um fremde Völker die Kriege für Englands Handelsinteressen ausfechten zu lassen: wenn man ihnen nicht wie Filialen und Agenturen des Stammgeschäftes einfach die Order erteilen kann, so und so viel Mann „zu liefern" (so verfährt man mit den Kolonialvölkern, die natürlich für den Engländer in England auch Fremde sind, mit Vasallenstaaten wie Ägypten, Portugal); so muß man entweder ein Kompagnonverhältnis eingehen, was bei gleichgesinnten Nationen das richtige ist, oder — wo man noch mit Anstand und Ritterlichkeit rechnen muß, wie bei den Franzosen, da muß man geschickt ihre Schwächen auszunutzen verstehen, um auch sie an dem Unternehmen zu beteiligen.

Ist nun das Unternehmen in Gang gebracht, so hat das Auge des sorgfältigen Kaufmanns darüber zu wachen, daß

es mit möglichst hohem Nutzen und mit möglichst geringen Verlusten durchgeführt werde. Fremde Truppen kosten England nichts: also können sie nach Belieben geopfert werden; auch fremde Städte können bombardiert werden (Antwerpen! Ostende mit englischen Geschützen!). Eigene Truppen aber müssen bar bezahlt werden: folglich müssen sie soviel als möglich geschont werden. Vor allem die eigenen Schiffe sind empfindlich teuer! Was nach diesem merkantilischen Grundsatze während dieses Krieges zum Beispiel in Antwerpen geschehen ist, schreit zum Himmel. Ohne auch nur einen Gedanken an Pflicht und Treue und Anstand zog die englische Truppe aus der belagerten Festung, die sie verteidigen sollte, rechtzeitig ab, um heil die Schiffe in Ostende zu erreichen, die die Flüchtigen in Sicherheit brachten. Ich bin überzeugt, daß den Abteilungsleitern, die als Minister dem Warenhaus England G. m. b. H. vorstehen, auch nicht einen Augenblick der Gedanke gekommen ist, daß das eine unsagbar schmutzige Sache war. Sie würden, wenn man sie ihnen vorhielte, antworten: aber es war praktischer, so zu handeln. Und sie haben von ihrem Standpunkt aus durchaus recht. Wir sahen ja, wie ihr Theoretiker, Herbert Spencer, in seiner Warenhausethik ganz unverblümt diese Nützlichkeitsmoral predigt.

Nun ist aber der Waffenkampf für England nur der nebensächliche Teil des Krieges, den es selbst gegen uns führt: seine Beteiligung mit Truppen an dem Unternehmen spielt ja im Grunde keine Rolle, und seine Flotte schickt es nicht in den Kampf, weil sie zu teuer ist. Sein Hauptkrieg

ist im engeren Sinne ein Handels- und Geldkrieg, wie ihn sonst wirkliche Händler — und zwar skrupellose —, etwa die Besitzer zweier großer Warenhäuser niederen Ranges, untereinander führen. Sind doch die wichtigsten Kampfmittel, die England selbst anwendet, unmittelbare kommerzialistische Bedrückungen und Schikanen, die alle vor allem — an was anderes scheint die englische Geschäftsleitung kaum zu denken — unsere materiellen Interessen zu schädigen bestimmt sind: Boykottierung, Patentdiebstahl, Kaperei, Kundenabtreiberei, Bestechung.

Daß es heute noch die Kaperei gibt, an der sich nun notgedrungen auch die England feindlichen Nationen beteiligen müssen, ist bekanntlich allein England zu verdanken. Es enthüllt die innerste Wesenheit seiner Kriegführung, daß es diese schofle Form des Kampfes als im Grunde deren wichtigsten Bestandteil erachtet, auf den es, wie es auf jeder internationalen Konferenz von neuem erklärte, „nicht verzichten kann".

Daß die englische Regierung auf alle Märkte des Auslandes während des Krieges Sendboten schickt, um die Kunden von der deutschen Konkurrenz abspenstig zu machen, ist bekannt. Wie sehr man vom Kriege vor allem diese Wirkung erhofft, daß die deutschen Firmen im Auslande ruiniert werden, erweist folgender Brief eines Korrespondenten der „Times" in Pahang (Malakka), den das Blatt in seiner Nummer vom 11. Dezember 1914 veröffentlichte:

„Dieser Krieg ist daran, eine Menge eingeborener Händler zu bereichern. Vom Standpunkt eines britischen Industriellen gilt: je länger der Krieg dauert,

desto besser für die britische Industrie. Wir mögen jetzt den Druck spüren, in einigen Jahren werden wir den Vorteil haben. Jede deutsche Firma in den britischen Kolonien, die sich in die tiefsten Eingeweide des britischen Handels und Geschäfts eingefressen hat, wird dann ruiniert sein. Ich zweifle nicht daran, daß die großzügige, weitsichtige, nie fehlgehende britische Regierung sich dieses Sachverhalts voll bewußt ist. Hätten wir eine große Heeresmacht besessen, um ins Feld zu stürzen und Deutschland im ersten Anlauf zu überwinden, so wären die Wirkungen nicht so weittragend gewesen. Langsamer, beständiger Druck, wie der jetzige, ist alles in allem die richtige Politik." (!)

Das gemeinste, aus niedrigstem Händlerinstinkte entsprungene Mittel der Kriegführung, dessen sich, wie man weiß, England in so meisterhafter Weise während dieses Krieges bedient hat, ist das, was man die „journalistische Einkreisung" Deutschlands genannt hat. Mit seinem Gelde hat es alle Kabel der Welt gelegt oder gekauft, die es nun zur Verbreitung seiner Lügennachrichten rücksichtslos ausnützt; mit seinem Gelde hat es die Depeschenbureaus, die Zeitungen und Zeitschriften, die Illustratoren und Preßagenten im neutralen Auslande und in den verbündeten Staaten bestochen, um im englischen Interesse zu wirken. Immer der Händler vom Scheitel bis zur Sohle, diesmal sogar der schmierige Händler. Noch nie ist ein Krieg so rein im händlerischen Geiste geführt worden, auch von England nicht, denn es vervollkommnet sich natürlich von Mal zu Mal in seiner Händlertechnik, wie dieser Krieg. Häufig

denkt man wirklich: ein Warenhaus kämpfe gegen uns. So ist es zuweilen, als ob ein Geschäftsmann einen neuen Trumpf im Kampfe mit der Konkurrenz ausspielt, wenn man die amtlichen englischen Kriegsberichte liest: so zum Beispiel, wenn die Ankunft der indischen Truppen in Frankreich angekündigt wird: „Ein prima, prima Artikel, der alles bisher Dagewesene schlägt, ist heute bei mir eingetroffen und liegt im Schaufenster aus." Reklame, Warenanpreisung, Entwertung des Gegners: alles stimmt zu dem Bilde. Auch die rein quantitative Betrachtung des Krieges stammt aus demselben Seelengrunde. Wie oft haben wir nun schon von den Millionenheeren des edlen Lord Kitchener zu hören bekommen, und daß so und soviel Truppen aus Kanada, aus Indien, aus Portugal eintreffen — werden. Immer Zahlen und nur Zahlen. Ganz konsequent wieder vom Standpunkt des kapitalistischen Unternehmers aus gedacht, der in hohen Umsätzen das sicherste Wahrzeichen für das Florieren seines Geschäftes erblickt. In schamloser Offenheit hat ja auch Churchill (oder war es Lloyd George?) erklärt: England werde siegen, weil es die letzte Million zu verausgaben habe. Hier wird also der rein kapitalistischen Auffassung der Dinge gar kein Mäntelchen mehr umgehängt; es wird unumwunden ausgesprochen: für uns ist der Krieg ein Geschäft wie jedes andere, und da wir im Zeitalter des Kapitalismus leben, so wird das Geschäft mit dem größten Kapital den Sieg davontragen.

Das Ekelhafteste aber, was dieser Krieg zutage gefördert hat, ist dieses: daß er von den Engländern als eine Art von Sport angesehen wird. Als die „Emden" endlich unter Auf-

gebot einer gewaltigen Übermacht zur Strecke gebracht worden war, jubelte begreiflicherweise die englische Presse. War ja doch der englische Handel von einem unerbittlichen Schädiger befreit worden. Aber es geschah das Unglaubliche: der heldenhafte Kapitän von Müller wurde in alle Himmel gehoben. Wenn er nach London käme, so hieß es, würde er der gefeiertste Mann sein. Warum? Weil er Heldentaten vollführt hatte in treuer Pflichterfüllung gegen Kaiser und Reich? Ach nein! Sondern weil er so hervorragende — sportliche Leistungen vollbracht hatte! Und als die gefangenen Engländer aus der Festung Lüttich abzogen, streckten sie unseren Feldgrauen die Hände entgegen: wie der Fußballspieler nach vollendetem Match! Und waren sehr erstaunt, als man ihnen die gebührende Antwort gab: nämlich Fußtritte in einen gewissen Körperteil.

Nirgends vielleicht tritt die völlige Kommerzialisierung auch des Krieges so deutlich in die Erscheinung als in dieser unbewußten Verwechslung von Krieg und Sport. Denn aus der innersten Seele des Händlers, der den Krieg nimmermehr begreifen kann, ist der Sport geboren. Ich will sogleich sagen, weshalb. Wir brauchen uns nur die Kulturwerte und Lebensgewohnheiten des Händlers vor Augen zu halten, um die Antwort zu finden.

* * *

Was ist denn, wenn wir von der Mißgeburt des Staates und einer Hypertrophie des wirtschaftlichen Apparates absehen, in diesem Warenhause England an „Kulturwerten" seit Shakespeare hervorgebracht worden?

Es sei ferne von mir, von dem zu sprechen, was man in England „Religion“ nennt; es entspricht ja im wesentlichen dem, was man dort „Philosophie“ zu benamsen die Unverfrorenheit hat. Jedenfalls ist auf diesem Gebiete, wenn wir nicht etwa die Heilsarmee anführen wollen, von den Engländern keine irgendwelche schöpferische Tat vollbracht worden. Daß schon die Ideen der Reformation eingeführte Fremdgüter waren, made in Germany, haben sie uns heute noch nicht vergessen. Aber was sie wiederum meisterlich verstanden haben, war die Anpassung ihres soi-disant metaphysischen Bedürfnisses an ihre Händlerinteressen. Der liebe Gott ist in den allgemeinen Geschäftsbetrieb ganz vortrefflich geschickt eingeordnet. Die Engländer sind sogar „tolerant“ in religiösen Fragen geworden: das verträgt sich weit besser mit dem Profitmachen und dem Behaglichleben als eine halsstarrige Orthodoxie. Wir wollen uns gelegentlich daran erinnern, daß schon Cromwell die Juden nach England wieder hereinließ, weil er sie für seine Finanzen und den englischen Handel glaubte brauchen zu können. Wollen auch nicht vergessen, daß in der berühmten Indulgenzerklärung Jakobs II. aus dem Jahre 1687, die als die Magna charta der religiösen Toleranz bewundert wird, es wörtlich heißt: „persecution was unfavourable to population and to trade“: religiöse Verfolgungen vertragen sich nicht mit den Interessen der Industrie und des Handels. Also auch in der kirchlichen Politik dieses Volkes müssen wir den Primat der kommerziellen Interessen feststellen.

Dichtung? Außer ein paar Iren: der aus dem Lande ge-

hetzte Lord Byron, der sein Volk in Grund und Boden verflucht hat; der gleichfalls verbannte Shelley, der sich in „Laon and Cythna“ feierlich von seinem Heimatlande lossagte.

Bildende Kunst? Die Süßigkeiten der Gainsbourough und Reynolds und die Hysterien der Präraffaeliten.

Musik? ....

Kein geistiger Kulturwert kann aus Händlertum erwachsen. Nicht jetzt und nicht in alle Ewigkeit. Aber sie wollen auch keine geistige Kultur. Alle geistigen Werte bedrücken sie. Und deshalb haben sie aus ihrem innersten Wesen zwei Lebensformen geboren, die als Ersatz geistiger Werte dienen können, die aber durch ihre Verallgemeinerung auch dazu verhelfen, den letzten Rest geistigen Lebens aus dem Volke auszumerzen: ich meine den Komfort und den Sport.

Da ich über diese beiden Menschheitsplagen noch in anderem Zusammenhange — eindringlich! — weiter unten reden will, so mag es hier genug sein, sie erwähnt zu haben.

Die Gerechtigkeit gebietet aber festzustellen, daß auf diesen Gebieten der materiellen Kultur die Engländer wirkliche Förderer und Mehrer gewesen sind. Wie sie denn auch, was nicht erst hervorgehoben zu werden braucht, unseren Vorrat an technischem und ökonomischem Können wenigstens in früherer Zeit wesentlich bereichert haben. Wir werden noch zu prüfen haben, ob diese einzigen Gaben dieses Volkes ein Segen für die Menschheit gewesen sind.

Zweiter Abschnitt

Deutsches Heldentum

Fünftes Kapitel: Der deutsche Geist

Wenn Ausländer über den gegenwärtigen Krieg philosophieren, so kommen sie seltsamerweise immer auf den einen Gedanken zurück: der Krieg von 1914 ist der Krieg Nietzsches. Deutschland hat ihn entfacht, und Deutschland ist dazu beseelt worden von Nietzscheschem Geiste. Das ist, wenn wir von der Unwahrheit absehen, daß wir den Krieg allein gewollt haben, nicht unrichtig. Aber es ist einseitig. So gut nämlich, wie man diesen Krieg den Krieg Nietzsches nennen kann, kann man ihn auch den Krieg Friedrichs des Großen, oder Goethes, oder Schillers, oder Beethovens, oder Fichtes, oder Hegels, oder Bismarcks nennen: es ist eben der deutsche Krieg. Und Friedrich Nietzsche ist nur der letzte Sänger und Seher gewesen, der, vom Himmel hoch dahergekommen, uns die Mär verkündet hat, daß aus uns der Gottessohn geboren werden soll, den er in seiner Sprache den Übermenschen nannte.

Nietzsche war nur der letzte, der uns ins Gewissen geredet hat, wohl mit ein wenig anderen Worten, aber doch im gleichen Sinne wie alle unsere großen Deutschen vor ihm, und wie nur, ja nur ein Deutscher jemals reden konnte, wenn er selbst sich auch lieber als „guten Europäer" ansehen lassen wollte. Aber was hat er denn uns anderes gepredigt, als daß wir uns nicht verlieren sollen an das Niedrige und

Gemeine, das von unten her an uns herankriecht, dessen Brutstätte aber kein anderer so deutlich wie Nietzsche jenseits der Grenzen des Reichs der deutschen Geister liegen sah. Wenn er sich auch oft und eindringlich dagegen gewehrt hat, daß man ihn mit Früheren verglich: wir, die wir ruhigen Auges zurückschauen auf die Ernten der vergangenen Zeit: wir wissen, daß Friedrich Nietzsche mit dem Besten, was er uns gesagt hat, heimatberechtigt in Potsdam und Weimar ist, die beide zusammen recht eigentlich des deutschen Geistes Heimstätten sind. (Sie liegen im Zentrum Deutschlands, dessen peripherische Enden durch Königsberg und Wien gebildet werden.)

Ist denn aber dieser deutsche Geist etwas Einheitliches, das man mit einem Wort bezeichnen kann? Die Aufzählung auch nur jener vier Städte, neben denen doch Wittenberg und Hamburg und Köln und München auch ihr Recht behaupten wollen, möchte den Versuch, deutsches Wesen eindeutig zu bestimmen, als aussichtslos erscheinen lassen.

„Wer will jemals in den Begriff oder in Worte fassen, was deutsch sei? Wer will ihn bei Namen nennen, den Genius unserer Jahrhunderte, der vergangenen und der künftigen? Es würde nur ein anderes Phantom werden, das uns nach anderen felsigen Wegen verführte",

ruft Ranke einmal aus.

Die Deutschen „entschlüpfen der Definition und sind damit schon die Verzweiflung der Franzosen", meinte Nietzsche, der es als ein Kennzeichen der Deutschen ansah, daß bei ihnen die Frage: „Was ist deutsch?" niemals ausstirbt. Und

vielleicht ist das einzige, was man an allem deutschen Wesen wiederfindet, das ewig Wechselnde, das immer Anderssein, weshalb der Deutsche nicht eigentlich ist, sondern ewig wird, die unendliche Mannigfaltigkeit, der unerschöpfliche Reichtum an Einzelheit und Sonderheit, der „Abyssus von Individualität", wie es im Überschwang der romantischen Sprechweise hieß.

Freilich, das wäre schon viel, was man von der deutschen Seele aussagen könnte. Aber mich will bedünken, daß man noch genauer einzelne Wesenseigentümlichkeiten des deutschen Geistes bezeichnen kann, die ihn scharf von allen andern unterscheiden, und die vor allem deutlich eine ganz bestimmte deutsche Weltanschauung erkennen lassen, so wie wir unschwer eine spezifisch englische Weltbetrachtung wahrnehmen konnten.

Deutsches Denken und deutsches Empfinden äußert sich zunächst einmal in der einmütigen Ablehnung alles dessen, was auch nur von ferne englischem oder insgesamt westeuropäischem Denken und Empfinden nahe kommt. Mit innerstem Widerwillen, mit Entrüstung, mit Empörung, „mit tiefem Ekel" hat sich der deutsche Geist gegen die „Ideen des 18. Jahrhunderts", die englischen Ursprungs waren, erhoben; mit Entschiedenheit hat jeder deutsche Denker, aber auch jeder Deutsche, der deutsch dachte, zu allen Zeiten den Utilitarismus, den Eudämonismus, also alle Nützlichkeits- und Glücks- und Genußphilosophie abgelehnt: darin waren sich die feindlichen Brüder Schopenhauer und Hegel, und Fichte und Nietzsche, waren sich Klassiker und

Romantiker, waren sich Potsdamer und Weimaraner, waren sich alte und neue Deutsche einig.

Um nur zweier deutscher Denker Worte zu nennen, die in manchem Sinne als schärfste Gegner in Fragen der Lebensbetrachtung erscheinen (und doch im Grunde freilich so verwandt sind!), vernehmen wir, wie Fichte und Nietzsche die Pöbelart des englischen Gedankens beurteilen:

„Durch die neue Erziehung soll ... die Bildung zum reinen Willen das erste werden ...

Daß man um seiner Erhaltung und seines Wohlseins willen im Leben sich regen und bewegen könne, muß er (der Zögling) gar nicht hören und ebensowenig, daß man um deswillen lerne oder daß das Lernen dazu etwas helfen könne."

„Darin eben besteht die Schlechtigkeit, daß man nur sein sinnliches Wohlsein liebe und nur durch Furcht oder Hoffnung für dieses, sei es nun im gegenwärtigen, oder in einem künftigen Leben, bewegt werden könne."

(Fichte.)

„So will ich ihnen vom Verächtlichsten sprechen: das aber ist der letzte Mensch ... ‚Wir haben das Glück erfunden', sagen die letzten Menschen und blinzeln."

„Was von Weibsart ist, was von Knechtsart stammt, und sonderlich der Pöbel-Mischmasch: dies will nun Herr werden alles Menschen Schicksals — oh Ekel! Ekel! Ekel!

Das frägt und frägt und wird nicht müde: ‚wie erhält sich der Mensch am besten, am längsten, am angenehmsten?'

Überwindet mir, ihr höheren Menschen, ... den Ameisen-Kribbelkram, das erbärmliche Behagen, das ‚Glück der Meisten' —!" (Nietzsche.)

Und was setzen wir jenem Krämerideal entgegen? Gibt es ein Bejahendes, das sich übereinstimmend in aller deutsch gerichteten Weltanschauung wiederfindet? Ich glaube, ja. Und wenn ich es in einem Satze ausdrücken soll, was es ist, so möchte ich den alten Schifferspruch nennen, der über dem Hause Seefahrt in Bremen eingemeißelt ist und der lautet:

„Navigare necesse, vivere non est“

„Leben brauchen wir nicht; aber wenn wir leben, so haben wir unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu tun“; oder: „sein Werk hat der Mensch zu verrichten, so lange er lebt“; oder: „das Einzelleben: Wichtigkeit, am großen Ganzen schaffen, ist unsere Bestimmung“; oder: „am Wohlergehen des Menschen ist nichts gelegen, wenn er nur der Sache dient“ oder wie sonst man diesen Spruch übersetzen will: es läuft immer auf dasselbe hinaus. Und welchen deutschen Mann wir auch um seine Meinung fragen: er wird mit dem Spruche antworten, der über dem Hause Seefahrt in Bremen eingemeißelt ist: der gewöhnliche Mann, der jetzt im Schützengraben für Deutschlands Freiheit kämpft, wie auch die Geister, die uns als Fanale dienen:

„Es ist nicht nötig, daß ich lebe; wohl aber, daß ich meine Pflicht tue und für das Vaterland kämpfe, um es zu retten, wenn es noch zu retten ist.“

(Friedrich M.)

„Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.“ (Goethe.)

„Nehmen wir die Betrachtung des Menschengeschlechts hinzu ... Auch hier stellt das Leben sich keineswegs dar als ein Geschenk zum Genießen, sondern als eine Aufgabe, ein Pensum zum Abarbeiten.“ (Schopenhauer.)

Nietzsche (der mir immer besonders wertvoll als Kronzeuge für deutschestes Denken und Werten ist, weil er von oberflächlichen Lesern wohl gar als Gegner deutschen Wesens und als anders geartet wie die früheren großen Deutschen betrachtet wird):

„Was liegt am Glücke; trachte ich denn nach Glücke? Ich trachte nach meinem Werke.“

„Was ist das Größte, das ihr erleben könnt? Das ist die Stunde der Verachtung ... Die Stunde, wo ihr sagt: ‚Was liegt an meinem Glücke! Es ist Armut und Schmutz und ein erbärmliches Behagen ...‘“

„Wir (Immoralisten) sind in ein strenges Garn und Hemd von Pflichten eingesponnen und können da nicht heraus — darin sind wir eben ‚Menschen der Pflicht‘, auch wir! Bisweilen, es ist wahr, tanzen wir wohl in unsern ‚Ketten‘ und zwischen unsern ‚Schwertern‘; öfter, es ist nicht minder wahr, knirschen wir darunter und sind ungeduldig über all die heimliche Härte unseres Geschicks. Aber wir mögen tun, was wir wollen: die Tölpel und der Augenschein sagen gegen uns ‚das sind Menschen ohne Pflicht‘; wir haben immer die Tölpel und den Augenschein gegen uns.“

Man hat wohl gesagt: solcherart Weltanschauung sei die Ausgeburt unserer spekulativen Philosophie, und den „Kategorischen Imperativ der Pflicht“ habe uns Kant beigebracht. Das ist gewiß falsch. Schon die Nennung von deutschen

Namen, deren Träger vor Kant gelebt, und die doch dieselbe Moral vertreten haben, beweist, daß diese Ableitung falsch ist. Es hieße auch Kant selber bitter unrecht tun und hieße den Geist seiner Lehre ganz und gar verkennen, wollte man behaupten: er habe bestimmte Moralgrundsätze aufgestellt und bestimmte Gesetze der Lebensauffassung gelehrt. Nein; so wie er die Formen der Erkenntnis nur entdeckt, nicht erfunden haben wollte, so hat er auch das moralische Gesetz nicht selbstherrisch aufgestellt, sondern in seinen Formen nur bloßgelegt und freilich auch seine übersinnliche Herkunft aufgewiesen. Man kennt die schöne Stelle, die einzige, an der auch die Kantische Schreibweise so etwas wie Schwung bekommt, wo er die göttliche Herkunft des Pflichtbewußtseins aus Vernunftgründen ableitet. „Pflicht! Du erhabener, großer Name usw. . . . welches ist der Deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel Deiner edlen Abkunft? . . . Es kann nichts Minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empirisch bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke (welches allein solchen unbedingten praktischen Gesetzen, als das moralische, angemessen ist) unter sich hat. Es ist nichts anderes als die Persönlichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches eigentümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft

gegebenen, reinen praktischen Gesetzen, die Person also, als zur Sinnenwelt gehörig, ihrer eigenen Persönlichkeit unterworfen ist, sofern sie zugleich zur intelligiblen Welt gehört; da es denn nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch, als zu beiden Welten gehörig, sein eigenes Wesen, in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders als mit Verehrung und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß." Das ist ja recht eigentlich die Großtat der deutschen Philosophie, daß sie — und nur die deutsche Philosophie, während die aller übrigen Länder in den Verstandeskategorien stecken geblieben ist — sich zur Aufgabe gestellt hat, mit den Kräften der Vernunft von unserm Leben auf dieser Erde Fäden hinüberzuspinnen in jenes ernste, stille Geisterreich, von dannen wir kommen und dahin wir gehen; daß sie das Übersinnliche in der Vernunft selbst aufgesucht und so erst eigentliche Philosophie erschaffen hat.

Diese deutsche Philosophie erhebt sich wirklich und durch die Tat ihres Denkens zu dem unwandelbaren „Mehr denn alle Unendlichkeit", wie Fichte es in ein großes Wort geprägt hat, und findet allein in diesem das wahrhafte Sein. „Zeit und Ewigkeit und Unendlichkeit erblickt sie in ihrer Entstehung aus dem Erscheinen und Sichtbarwerden jenes Einen, das an sich schlechthin unsichtbar ist und nur in dieser seiner Unsichtbarkeit richtig erfaßt wird. Schon die Unendlichkeit ist, nach dieser Philosophie, nichts an sich, und es kommt ihr durchaus kein wahrhaftes Sein zu: sie ist lediglich das Mittel, woran das einzige, das da ist, und das nur in seiner Unsichtbarkeit ist, sichtbar wird und wodurch

ihr ein Bild, ein Schemen und Schatten seiner selbst, im Umkreise der Bildlichkeit erbaut wird. Alles, was innerhalb dieser Unendlichkeit der Bilderwelt noch weiter sichtbar werden mag, ist nun vollends ein Nichts des Nichts, ein Schatten des Schattens, und lediglich das Mittel, woran jenes erste Nichts der Unendlichkeit und der Zeit selber sichtbar wird und dem Gedanken der Aufflug zu dem unbildlichen und unsichtbaren Sein sich eröffne."

In kurzem Dichterwort lauten diese Gedanken dann:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis . . ."

Als ob Goethe um ein Deut „realistischer" oder besser „materialistischer", „naturalistischer" gedacht hätte als die großen Vertreter der deutschen Transzendentalphilosophie!

Nein: nur der scheint mir den Sinn und Wert auch der deutschen Dichtung ganz auszuschöpfen, der als ihren tiefsten Grundton aus allem diesen Glauben an die beiden Welten herausklingen hört, denen wir Menschen angehören. Zwei Leben leben wir auf Erden: ein niederes sinnliches und ein höheres geistiges. Mit jenem sind wir vereinzelt, mit diesem vereint. Und aller Sinn des Erdenwandels ist der: daß wir aus jenem niederen Sinnenleben aufsteigen in das höhere des Geistes, in dem wir mit der Geisterwelt, der wir entstammen, wieder eins werden. Also ist Lebensüberwindung, Lebensaufgabe das, was wir vollbringen sollen. In seltsamer Übereinstimmung haben zwei unserer größten Dichter im Bilde des Verbrennens diese Läuterung und Emporhebung

des sinnlichen Menschen zu den höheren Daseinsformen des geistigen Menschen auszudrücken versucht in Worten, die jeder kennt:

„Und so lang Du das nicht hast,
Dieses: stirb und werde,
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde . . .“

Und Zarathustra spricht: „Verbrennen mußt Du Dich in Deiner eigenen Flamme: wie wolltest Du neu werden, wenn Du nicht erst Asche geworden bist. . .“

Das ist ja der Grundgedanke der Philosophie Nietzsches, der in Worten gar oft sich monistisch gebärdet und dessen Denken doch im Innersten transzendental gewesen ist. Sonst hätte seine Lehre von der Selbstüberwindung, die er als der Weisheit letzten Schluß verkündet, ja ganz und gar keinen Sinn: wir wollten denn sein Ideal des Übermenschen in ein simples Züchterideal vertölpeln. Hören wir die wundervollen Zarathustra-Worte:

„Vieles ist dem Leben höher geschätzt als Leben selber . . .

Auch das Größte gibt sich noch hin und setzt um der Macht willen — das Leben dran. Das ist die Hingebung des Größten, daß es Wagnis ist und Gefahr, und um den Tod ein Würfelspielen . . .

Und dies Geheimnis redete das Leben selber zu mir: Siehe, sprach es, ich bin das, was sich immer selber überwinden muß . . .

Mit meinen Tränen gehe in deine Vereinsamung, mein Bruder. Ich liebe den, der über sich selber hinaus schaffen will und so zugrunde geht.“

Was anderes ist in diesen Worten ausgesprochen als das, was uns die Faustidee ebenfalls lehrt. In der Hingabe vollendet sich das Schicksal des Menschen: in der „Aufgabe“ seiner selbst, mittels deren er über die Schranken seiner Leiblichkeit hinauswächst und sich mit dem Reiche der Geister wieder vereint: er kehrt in seine Heimat zurück.

So findet auch der Pflichtgedanke seine tiefste Begründung. In der deutschen Sprache, und nur in ihr, der einzigen „Ursprache“, wie Fichte wollte, enthält ein Wort, deucht mich, den ganzen Sinn alles unseres Denkens und Dichtens und Strebens: das Wort „Aufgabe“. Wir haben eine Aufgabe zu erfüllen, indem wir leben, eine Aufgabe, die sich in tausend Aufgaben des Tages auflöst. Aufgabe ist das Leben, sofern es uns aufgegeben ist von einer höheren Macht. Indem wir aber den Inhalt unseres Lebens ausschöpfen, geben wir uns in allen unseren Werken auf; und diese Aufgabe unseres eigenen Ichs gibt uns die einzige tiefe Befriedigung, die das irdische Leben bieten kann, gibt uns unsern Seelenfrieden, weil wir durch sie jene Vereinigung mit dem Göttlichen vollbringen, von dem getrennt und losgerissen zu sein, auf Erden unser tiefstes Weh und Leiden ausmacht.

Es ist aber die lichteste Eigenart unseres deutschen Denkens, daß wir die Vereinigung mit der Gottheit schon auf Erden vollziehen, und sie vollziehen nicht durch Abtötung unseres Fleisches und unseres Willens, sondern durch kraftvolles Handeln und Schaffen. Daß die Aufgabe unserer selbst durch unausgesetztes Stellen und Vollbringen neuer Aufgaben im tätigen Leben erfolgt: das gibt unsrer Weltauffassung die

sieghafte Kraft, gibt ihr die Unüberwindlichkeit auf dieser Erde. Deshalb aber nenne ich sie auch eine heroische, heldische, und nun sieht der Leser, bis zu welchem Punkte ich ihn geführt habe: deutsch sein, heißt ein Held sein, und dem englischen Händlertum im Geiste und im Leben setzen wir ein deutsches Heldentum entgegen.

Händler und Held: sie bilden die beiden großen Gegensätze, bilden gleichsam die beiden Pole aller menschlichen Orientierung auf Erden. Der Händler, sahen wir, tritt an das Leben heran mit der Frage: was kannst du Leben mir geben; er will nehmen, will für möglichst wenig Gegenleistung möglichst viel für sich eintauschen, will mit dem Leben ein gewinnbringendes Geschäft machen; das macht: er ist arm; der Held tritt ins Leben mit der Frage: was kann ich dir Leben geben? er will schenken, will sich verschwenden, will sich opfern — ohne Gegengabe; das macht: er ist reich. Der Händler spricht nur von „Rechten", der Held nur von Pflichten, die er hat. Und auch, wenn er seine Pflicht erfüllt hat, fühlt er sich immer noch zu geben geneigt:

„Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug getan." (Goethe.)

„Also will es die Art edler Seelen: sie wollen nichts umsonst haben, am wenigsten das Leben.

Wer vom Pöbel ist, der will umsonst leben; wir andern aber, denen das Leben sich gab, — wir sinnen immer darüber, was wir am besten dagegen geben!"

„Das ist euer Durst, selber zu Opfern und Geschenken zu werden: und darum habt ihr den Durst, alle Reichtümer in eure Seele zu häufen ..."

... „ein Grauen ist uns der entartende Sinn, welcher spricht: alles für mich."

Also sprach wiederum Zarathustra.

Die Tugenden aber des Helden sind die entgegengesetzten des Händlers: sie sind alle positiv, Leben gebend und weckend, es sind „schenkende Tugenden": Opfermut, Treue, Arglosigkeit, Ehrfurcht, Tapferkeit, Frömmigkeit, Gehorsam, Güte. Es sind kriegerische Tugenden, Tugenden, die ihre volle Entfaltung im Kriege und durch den Krieg erleben, wie denn alles Heldentum erst im Kriege und durch den Krieg zu voller Größe emporwächst. Um das zu begreifen, müssen wir noch einige weitere Einsicht in das Wesen heldischer Weltanschauung zu gewinnen trachten. Wir werden die Richtung der Ideen kennen lernen müssen, die alles Heldentum auf Erden mit Notwendigkeit einschlägt, und die zur Vaterlandsidee und zur Staatsidee hinüberführen.

Sechstes Kapitel: Die deutsche Vaterlandsidee

Die heldische Auffassung des Lebens mündet unmittelbar und mit Notwendigkeit in eine vaterländische Gesinnung ein. Kein Heldentum ohne Vaterland, aber wie man ebenfalls sagen muß: kein Vaterland ohne Heldentum. Weshalb das englische Händlervolk nicht einmal ein Wort für „Vaterland" hat, dessen Idee ihm völlig fremd ist.

Die heldische Weltauffassung, die auch die idealistische heißen kann, gipfelte, wie wir sahen, in der Geringschätzung des naturalistischen Einzellebens, dessen Beruf sie darin erblickt, sich aufzugeben, aufzuopfern, um ein höheres Leben im Geiste dafür zu gewinnen:

> Setzet ihr nicht das Leben ein,
> Nie wird euch das Leben gewonnen sein . . .

So dient jeder der Sache, seinem Werke, einem Überindividuellen und erzeugt damit eine Welt über sich und außer sich. Damit aber das Wirken des einzelnen nicht sinnlos sei, muß es sich in einem höheren Leben zu einer lebendigen Einheit wieder zusammenschließen; aus dem vereinzelten Schaffen des Individuums muß ein Gesamtwerk hervorwachsen, das eigenes Leben hat und das das eigentliche Leben auf dieser Erde lebt, das eigentlich Wirkliche in dieser Welt ist, während das Einzelleben nur einem Schatten gleicht, der vorüberhuscht. Dieses überindividuelle Leben, für

das und in dem der einzelne lebt, stellt sich dar in der Idee des Volkes oder des Vaterlandes.

Die Überzeugung, daß wir dazu berufen sind, für dieses Ganze, das über uns lebt, das da ist, auch ohne uns und gegen unsern Willen, zu leben und zu sterben; daß nur sein Leben wirkliches Leben ist, weil es ein Leben in Gott und im Geiste ist: dieses sittliche Bewußtsein bildet den Inhalt der Vaterlandsidee und hat nichts zu tun mit der gemütvollen Anhänglichkeit an die „Heimat" und die „Scholle". Sie hat aber auch nichts zu tun mit dem sogenannten Nationalstolze der Engländer, der ohne alles geistige und sittliche Fundamentum ist. Dieses englische Nationalgefühl, das in jedem einzelnen den Stolz erzeugt, einem so „mächtigen" Reiche wie dem englischen anzugehören, läßt sich am besten vergleichen mit dem Stolze eines Kommis, in dem größten und angesehensten Warenhause der Stadt angestellt zu sein. Daß das englische Nationalgefühl mit der deutschen Vaterlandsliebe nichts gemein hat, ersieht man daraus, daß es dort aufhört, wo diese beginnt: nämlich bei der Opferung fürs Vaterland. Die Werbetrommel geht jetzt durch England, um die jungen Engländer zur Fahne zu rufen, damit sie das Vaterland verteidigen. Aber aus dem selbstverständlichen Opfermut heraus folgt kein einziger dem Rufe. Wer sich anwerben läßt, tut es, weil er es für ein vorteilhaftes Geschäft hält.

Eine gütige Vorsehung waltet über den Geschicken des deutschen Volkes, das zu dem Höchsten auf dieser Erde bestimmt ist. Sie hat es auf den krausen Bahnen einer unglücklichen politischen Geschichte zu den Höhen einer

heldischen Weltauffassung emporgeführt, und den Irrungen seines politischen Lebens verdankt unser Volk auch die geistig und sittlich vertiefte Vaterlandsidee und Vaterlandsliebe.

Unser Segen ist es gewesen, daß wir in den Jahrhunderten, in denen die westeuropäischen Nationen zu mächtigen Staatsgebilden sich entfalteten, in der Zeit, in der die äußere Welt verteilt wurde, abseits gestanden haben und daß wir darum, weil wir von aller äußeren Macht abgedrängt waren, die Reiche des inneren Menschen zu erobern frei waren. Als das englische Weltreich fertig dastand, in dessen Grenzen alles wahre Menschentum verdorrt war: am Ende des 18. Jahrhunderts: da war im Bereiche des deutschen Wesens der freie, geistig-sittliche Mensch zur Vollendung gelangt:

„der reifste Sohn der Zeit“.

Was ihm an äußerer Macht abging, hatte der Deutsche an innerer Kraft gewonnen.

Und dieselbe Armseligkeit des politischen Deutschlands entfaltete nun auch die tiefere und reichere Auffassung des Volkstums und der Vaterlandsliebe. Zwar schien es eine Zeitlang, als wollte der deutsche Geist die Schranken alles Völkischen und Vaterländischen überfliegen und dem Phantome eines unnationalen Weltbürgertums nachjagen. Aber diese Gefahr vermied der sichere Instinkt des deutschen Gefühls. Schon in jenen Jahren des reinen Weimarertums hat sich doch in den Köpfen und Herzen unserer Besten die Überzeugung Bahn gebrochen, daß der Mensch im Nationalen wurzele, aus ihm seine Kraft ziehe und ihm sein Bestes zurück-

zugeben verpflichtet sei. Jene logisch notwendige Einmündung der heldisch-idealistischen Weltauffassung in die Vaterlandsliebe hatte sich schon um die Wende des neuen Jahrhunderts in Männern wie Wilhelm von Humboldt und Schiller vollzogen. An dem Beispiel Humboldts sieht man, wie das Friedrich Meinecke in einem schönen Kapitel seines Buches über „Weltbürgertum und Nationalstaat" besonders glücklich nachgewiesen hat, wie ein gegen sich ehrlicher und strenger Individualismus ganz durch eigene Kraft und Selbstbesinnung zur Anerkennung der überindividuellen Mächte des Lebens gelangen mußte, „von denen das Einzelleben umgeben und beschränkt, aber auch getragen und befruchtet wird". „Der Mensch", heißt es in einer Humboldtschen Schrift aus dem Jahre 1793, „ist allein genommen schwach und vermag durch seine eigene kurzdauernde Kraft nur wenig. Er bedarf einer Höhe, auf die er sich stellen, einer Masse, die für ihn gelten, einer Reihe, an die er sich anschließen kann. Diesen Vorteil erlangt er aber unfehlbar, je mehr er den Geist seiner Nation, seines Geschlechtes, seines Zeitalters auf sich fortpflanzt." Und an Goethe schrieb er aus Paris am 18. März 1799: „Wie Sie sogar die Beschränktheit meiner Natur kennen, müssen Sie fühlen, daß mir alles, was mich außerhalb Deutschlands umgeben kann, doch immer heterogen bleibt. . . . Wer sich mit Philosophie und Kunst beschäftigt, gehört seinem Vaterlande eigentümlicher als ein anderer an. . . . Philosophie und Kunst sind mehr der eigenen Sprache bedürftig, welche die Empfindung und die Gesinnung sich

selbst gebildet haben, und durch die sie wieder gebildet worden sind."

Und Schiller läßt Attinghausen im „Tell" die Mahnworte vom Vaterlande sprechen, die noch heute am eindringlichsten die Pflicht des Patriotismus lehren.

Aber freilich: der Patriotismus der Weimaraner hatte eine eigentümliche Färbung: er ermangelte völlig des politischen Charakters. Es war das, was ich früher einmal als Kulturpatriotismus bezeichnet habe. Liebe zum deutschen Volke, zur deutschen Kultur, Liebe zu des Deutschen Vaterland, nicht eigentlich deutsche Vaterlandsliebe. Denn worauf hätte sich diese auch erstrecken sollen in jener Zeit, in der das politische Deutschland die tiefste Erniedrigung erfuhr? So trägt denn der Patriotismus jener Zeit ein ausgesprochen a-politisches Gepräge, wie das am deutlichsten aus jenem Fragmente spricht, das man in Schillers Nachlaß gefunden hat, in dem wir einen Plan zu einem Gedichte: „Deutschlands Größe" zu erblicken haben, und in dem es heißt:

„Abgesondert von dem Politischen, hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe doch die deutsche Würde unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist ... indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet."

Man hört aus diesem Wort den Unterton des Schmerzes heraus, den jeder Deutsche empfinden mußte, angesichts der politischen Reichsmisere. Aber er wird übertönt von dem

Stolze auf die einzigartige Geistigheit des deutschen Wesens. Und daß sich nun aller Patriotismus jener Zeit nur als Kulturpatriotismus äußern konnte: das ist es gewesen, von dem ich behauptete, daß es die deutsche Vaterlandsidee und die deutsche Vaterlandsliebe vertieft habe; das ist es gewesen, was dem deutschen Patriotismus für alle Zeiten jenes eigene Gepräge verliehen hat, auf das wir heute mit Recht so stolz sind. Der deutsche Patriotismus treibt seine tiefen Wurzeln in den fruchtbaren Mutterboden einer heldischen Weltanschauung; und um seine Krone schimmern die Strahlen höchster geistiger und künstlerischer Kultur. Wie es Friedrich Meinecke in glücklicher Formulierung ausdrückt: „Indem man den Gedanken der Nation von allem Politischen reinigte und dafür alle die geistigen Güter, die man gewonnen hatte, in ihn hineintat, erhob man ihn in die Sphäre des Ewigen und der Religion."

Siebentes Kapitel: Die deutsche Staatsidee

Es zeugt für den Reichtum des deutschen Geistes und für die Kraft der deutschen Vaterlandsliebe, daß dieses bis in die neueste Zeit hinein als Ganzes staatenlose Volk eine Staatsidee von einer Tiefe und einer Würde aus sich heraus erzeugt hat, wie sie seit den Tagen Platos nicht lebendig gewesen war. Eine Staatsidee, die freilich mit zwingender Notwendigkeit sich aus der deutsch-heldischen Weltauffassung in folgerichtiger Weiterbildung ergeben mußte, und die sich in ihrer Monumentalität abermals überragend der englischen Krämerauffassung vom Staate entgegenstellte.

Eine *deutsche* Staatsauffassung sage ich. Nicht in dem Sinne, als ob sie zu allen Zeiten die Ideenwelt der Deutschen beherrscht hätte. Wir haben ganze Epochen erlebt, in denen in Deutschland sich englischer Händlergeist breit gemacht hat und uns die Lehren von St. Manchester verkündigt worden sind. Ich denke dabei nicht an die Staatstheorien deutscher Denker, die im 18. Jahrhundert ebenfalls die Lehre vom Staats*vertrage* zum Ausgangspunkt für ihre gesamte Staatslehre nahmen. Es hieße denn doch, das Gedächtnis der *Pufendorf*, *Thomasius*, *Wolf*, *Kant* entweihen, wollten wir sie, weil sie der herrschenden Mode der Vertragstheorie huldigten, mit den Krämerseelen gleich setzen, die den Staat in ihren Theorien in ein allgemeines Handelsgeschäft

aufzulösen beflissen waren. Trotz der formalen Übereinstimmung ihrer Staatstheorien mit den englischen, ist ihr Geist doch deutscher Geist gewesen, hat sie eine Welt von den englischen Theoretikern getrennt. Erinnern wir uns, daß z. B. das „jus naturae“ Christian Wolfs von der Pflicht des einzelnen ausgeht, auf die erst die Rechte aufgebaut werden: „jus oritur ex obligatione; obligatio est prior jure, et, si nulla esset obligatio, nec ullum jus foret.“

Kant aber insbesondere tut man sicher bitteres Unrecht, wenn man seine Staatslehre, weil sie das Vertragsmoment enthält, in einen Topf wirft mit den Händlertheorien, deren Grundgedanke ist, wie wir sahen: die Nutzgründe festzustellen, derentwegen die Individuen ein Interesse am Staate haben können. Das „ebenso sophistische als nichtsnutzige Zweckgerede vom Staate“, wie Rodbertus sich ausdrückt, fehlt doch in der Staatslehre Kants völlig. Wenn wir z. B. lesen, was er über die Unterscheidung des aktiven und passiven Staatsbürgers sagt, wenn er ausführt, daß die passiven Staatsbürger (d. h. diejenigen Personen, die „nicht nach eigenem Betriebe, sondern nach der Verfügung anderer genötigt“ sind, ihre Existenz zu erhalten) „bloß Handlanger des gemeinen Wesens“ sind, „weil sie von anderen Individuen befehligt oder beschützt werden müssen, mithin keine bürgerliche Selbständigkeit besitzen“; oder wenn er sagt: „Der Ursprung der obersten Gewalt ist für das Volk . . . in praktischer Absicht unerforschlich: d. i. der Untertan soll nicht über diesen Ursprung . . . werktätig vernünfteln“ . . .; und: der Satz: „Alle Obrigkeit ist von Gott“ sagt nicht

einen Geschichtsgrund der bürgerlichen Verfassung, sondern eine Idee, als praktisches Vernunftprinzip, aus und ähnliches mehr, so beweist er doch zur Genüge, daß er mit den mechanistisch-materialistisch-individualistischen Staatstheorien Westeuropas dem Geiste nach nichts gemein gehabt hat.

Aber kleinere Geister sind bei uns mit englischer Staatsauffassung hausieren gegangen; freilich nicht, ohne jedesmal von wuchtigen Schlägen zusammengehauen zu sein.

Ich denke an die Zeit am Ende des 18. Jahrhunderts, als Herr von Schlözer in seinem „Allgemeinen Staatsrecht" schreiben konnte: „Der Staat ist eine Erfindung, Menschen machten ihn zu ihrem Wohle, wie sie Brandkassen u. a. erfanden." Damals erstanden in den „Romantikern" die ersten Gegner dieser subalternen Staatsauffassung, die auch zum ersten Male mit vollem Nachdruck eine andere, eben die deutsche Auffassung dagegensetzten.

So ließ sich Adam Müller wie folgt vernehmen:

> „Der Staat ist nicht eine bloße Manufaktur, Meierei, Assekuranzanstalt oder merkantilische Sozietät; er ist die innige Verbindung der gesamten physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation zu einem großen, energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen."

Und um gleich einen andern Romantiker zu Worte kommen zu lassen, will ich hierhersetzen, wie Novalis schon fast in völliger Tiefe und Reinheit die deutsche Staatsidee in poetischer Verklärung ausgesprochen hat, alles ablehnend,

was die Glückseligkeitsapostel in den Staat als eine Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit hineinphilosophiert hatten:

„Alle Kultur entspringt aus den Verhältnissen eines Menschen mit dem Staate . . . Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegenteil sein — er ist eine Armatur der gesamten Tätigkeit; sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig und nicht absolut schwach, nicht zum trägsten, sondern zum tätigsten Wesen zu machen. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe, sondern er vermehrt seine Mühseligkeit vielmehr ins Unendliche; freilich nicht ohne seine Kraft ins Unendliche zu vermehren."

Dann kam noch eine trübe Zeit für Deutschland, als in den 1860er und 1870er Jahren die Vertreter der sogenannten Manchesterschule die englische Importware ganz schamlos auf den deutschen Gassen als deutsches Erzeugnis feilboten. Ich habe schon darauf hingewiesen, wie ihnen von dem Sozialisten Lassalle, dem sich der Sozialist Rodbertus anschloß, heimgeleuchtet wurde. Und bekannt ist, wie diese „Manchestertheorie" heute von Theoretikern und Praktikern in Deutschland als gänzlich verfehlt und unbrauchbar mit Verachtung beiseite geschoben worden ist. So daß wir vielleicht sagen dürfen, daß in der Staatsauffassung der deutsche Geist in Deutschland selbst zur Alleinherrschaft gelangt ist? Oder spukt doch noch in manchen Köpfen englischer Händlergeist?

Fragen wir nun, worin die Wesenheit der deutschen Staatsidee bestehe, so werden wir die deutsche Auffassung

vom Staate als eine objektiv-organische bezeichnen müssen, um auszudrücken, daß sie von dem Grundgedanken ausgeht: der Staat sei weder von Individuen begründet oder gebildet, sei kein Aggregat von Individuen, noch habe er den Zweck, irgendwelche Interessen der Individuen zu fördern. Vielmehr sei der Staat die zur Einheit zusammengefaßte Volksgemeinschaft, sei er die bewußte Organisation eines Überindividuellen, dem die einzelnen Individuen als Teile zugehören. War die heldische Weltauffassung bis zur Anerkenntnis der überindividuellen Existenz und Macht der Volksgemeinschaft vorgedrungen, so mußte sie zu dieser Staatsidee, sagte ich schon, mit zwingender Notwendigkeit gelangen, weil nur in der Form der Staatseinheit das lebendige Allgemeine des Volkes sich seiner bewußt werden, und sein Wesen sich gegenständlich machen konnte.

Weil häufig von den Gegnern dieser deutschen Staatsauffassung versucht wird, sie dadurch zu entwerten, daß man sie als „reaktionär" brandmarkt und sie der „fortschrittlichen" Staatstheorie des englischen Krämergeistes gegenüberstellt, so will ich noch einmal Worte Ferdinand Lassalles hierhersetzen, in denen er seine Ansicht über das Wesen des Staates (im Anschluß an die Theorie seines Lehrers Fichte) kundgibt (Arbeiterprogramm 36): „Der Staat ist diese Einheit der Individuen in einem sittlichen Ganzen, eine Einheit, welche die Kräfte aller einzelnen, welche in diese Vereinigung eingeschlossen sind, millionenfach vermehrt ... Der Zweck des Staates ist somit der, das menschliche Wesen zur positiven Entfaltung und fortschreitenden Entwicklung zu

bringen, mit andern Worten, die menschliche Bestimmung — d. h. die Kultur, deren das Menschengeschlecht fähig ist — zum wirklichen Dasein zu gestalten; er ist die Erziehung und Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit. Dies ist die eigentlich sittliche Natur des Staates, seine wahre und höhere Aufgabe." „Entwicklung zur Freiheit": das bedeutet im Fichteschen Sinne: die Freiheit des einzelnen, sich zu der sittlichen Vollkommenheit auszubilden, die er als idealisches Wesen von vornherein besitzt, heißt: das in Wirklichkeit sich an die Idee annähernd zu werden, was er im Ideale ist. „Wie breite Unterschiede Sie und mich auch voneinander trennen, meine Herren" — so apostrophiert Lassalle seine Richter am Schlusse seiner berühmten Verteidigungsrede vor dem Kammergericht — „dieser Auflösung alles Sittlichen gegenüber stehen wir Hand in Hand! Das uralte Vestafeuer aller Zivilisation, den Staat, verteidige ich mit Ihnen gegen jene modernen Barbaren (die Manchestermänner)!"

Mit dieser Staatsidee ist engstens verbunden die Auffassung, daß die einzelnen dem Ganzen gegenüber zunächst und vor allem Pflichten haben und Rechte für die einzelnen sich nur in dem Maße herleiten lassen, als sie erfüllten Pflichten entsprechen. Diese Staatsauffassung lehnt in folgerichtiger Durchführung ebenso die schematische, rein quantitative Gleichbewertung der Individuen ab und stellt als Ideal hin, die einzelnen nach ihren Fähigkeiten und Leistungen verschiedenen Individuen in einer im Erfolge für das Ganze nutzbringenden Weise zur Entfaltung ihres Wesens kommen zu lassen. Diese Auffassung heißt deshalb (so möchte ich

es wenigstens ausdrücken) eine organische, nicht, wie man meistens annimmt, weil sie den Staat mit einem Organismus im biologischen Sinne vergleicht (dieser Vergleich sollte lieber unterbleiben oder mit großer Vorsicht angewandt werden; er führt leicht irre; auch deshalb, weil man in jedem Falle, in dem er in einer Staatstheorie beliebt wird, diese zu den objektiv-organischen im Sinne der deutschen Staatsauffassung rechnet, was keineswegs statthaft ist: so ist die Staatstheorie Hobbes durchaus aus englischem, nicht aus deutschem Geiste geboren), sondern sie heißt deshalb mit Recht eine organische, die der mechanischen englischen entgegengesetzt wird, weil in ihr die Beziehung der einzelnen zum Ganzen in einem „organischen" Sinne aufgefaßt wird, sofern die einzelnen im geistigen Sinne sich dem geistigen Ganzen „organisch" einfügen sollen. Wenn man will, handelt es sich hier auch um einen Vergleich mit dem Organismus im biologischen Sinne, aber doch in einem ganz und gar veränderten Verstande. Allerdings ist der Staat auch ein Lebewesen, aber ein meta-biologisches, ein geistiges Lebeweisen, an dem die einzelnen mit ihrem geistigen Leben teilnehmen.

Ohne übrigens aufzuhören, selbständige einzelne zu bleiben und ihren Wert als selbständige einzelne zu bewahren. Das ist der Unterschied zwischen der antiken und der deutschen Staatsauffassung. Zwar hat sich der deutsche Geist an dem Geist der Alten entzündet, und Platos Staat ist das Urbild aller deutschen Staatsideale. Der manchesterlichen Staatsidee, sagte wiederum Lassalle zu den Arbeitern, kämpft in

Deutschland „zum Glücke mächtig entgegen die antike Bildung, welche nun einmal die unverlierbare Grundlage des deutschen Geistes geworden ist“. Aber es ist die Eigenart der deutschen Staatsauffassung, daß sie das Individuum nicht vom Staate verschlingen läßt, sondern deutschen Individualismus und christliche Eigenwertigkeit mit dem Gedanken der antiken (und nebenbei bemerkt: auch französischen!) Staatsallmacht zu versöhnen trachtet.

Wir wollen eines schönen Wortes Fichtes eingedenk bleiben, das vor allzustarker Überspannung der Staatsidee warnt: er sagt in seinen Reden einmal:

> „Die deutsche Klarheit hat ... bis zur unerschütterlichen Überzeugung eingesehen, daß ... keine Wunde und keine Verstümmelung des einzelnen durch den Ruhm der ganzen Nation geheilt wird.“

Aber er meint damit gewiß nicht, daß der einzelne „heil“ bleiben müsse, möge darüber auch der Ruhm der Nation zuschanden werden. Das höhere Lebewesen bleibt immer die Nation, und daß sie als Lebewesen bestehe: dafür soll ja gerade der Staat sorgen. Der Staat ist die mächtige Rüstung, die die Nation anlegt, um sich gegen feindliche Mächte zu verteidigen. Nation und Volkstum würden auch äußerlich bald zerfallen, wenn sie nicht von einem starken Staate geschützt werden: das ist gleichsam das staatliche Problem nach außen hin betrachtet. Dieses aber führt uns unmittelbar an das Problem des Krieges heran, das in engster geistiger Beziehung zu allem bisher Behandelten steht.

Wir müssen uns zum klaren Bewußtsein bringen, daß

ein Nationalstaat mit Notwendigkeit das Dasein anderer Staaten, nur damit er selber existieren kann, voraussetzt. Diesen fruchtbaren Gedanken hat wohl als erster Adam Müller ausgesprochen, der ihm folgende Fassung gegeben hat:

„Wie möchten alle die unendlichen Individuen, aus denen der Staat besteht, zu der Erkenntnis kommen, daß sie ein Ganzes bilden, wenn nicht andere Staaten, andere politische Totalitäten sie an den Zusammenhang erinnerten und zu der Gemeinschaft zwängen, die sie bilden."

Nun fordert aber die Natur jeden Staat unaufhörlich dazu auf, sich als ein lebendiges Wesen geltend zu machen, sich beständig mit andern Staaten zu vergleichen und zu messen. Zur Betätigung eines Lebendigen gehört aber vor allem auch seine organische Ausweitung: in jedem Staate lebt „ein innerer, der gegenwärtigen Generation völlig unbewußter, aus dem Anstoß früherer Generationen herrührender Drang nach lebendigem Wachstum", wie es wiederum Adam Müller schon in vollendeter Weise ausgesprochen hat.

Ein „lebendiges Wachstum" findet in dem organischen Staate statt: nicht eine tote, rein kommerzialistisch begründete Expansionstendenz beherrscht ihn, wie wir sie bei dem mechanisch aneinander gestückelten, englischen Weltreich beobachten konnten. Daß alle Kräfte, alle Organe, alle Glieder des Staates stets in einem harmonischen Verhältnisse zueinander bleiben sollen: diese Überzeugung bildet eben-

falls einen festen Bestandteil dessen, was wir hier als objektive, organische oder deutsche Staatsidee kennen gelernt haben.

Diese Idee des organischen Eigenlebens jedes Staates tritt an die Stelle der Krämervorstellung eines toten Gleichgewichts der einzelnen Staaten untereinander: ein Gedanke, der alle notwendigen Richtlinien für eine gesunde Staatspolitik in sich enthält, den ich aber hier nicht weiter verfolgen will. Es wird in Zukunft mehr darüber zu reden sein.

Gesagt muß nur werden, daß der Kampf der Staaten untereinander, also der Völkerkrieg, eine unvermeidliche Begleiterscheinung alles Staatenlebens, solange es ein Leben ist, bildet. Die Rechtfertigung des Krieges liegt in der natürlichen Bedingtheit alles Lebendigen, zu dem die Staaten gehören sollen, »quella guerra è giusta, che è necessaria« hat der Mann gesagt, der einer Welt von Krämern Geschichte lehren sollte. Der Gegensatz zwischen Händler und Helden löst sich hier auf in den Gegensatz zwischen Krämer und Krieger, zwischen dem wir wählen müssen.

Achtes Kapitel: Der deutsche Militarismus

Ihm gilt der Kampf, so sahen wir, haben unsere Feinde erklärt. Und wir hatten ihnen recht gegeben. Aber was ist dieser Militarismus? Darüber werden Deutsche und Ausländer recht verschiedener Meinung sein. Was diese in den letzten Monaten an Kundgebungen gegen den Militarismus erlassen haben, zeugt nicht gerade von einem tiefen Verständnis seines Wesens. Wenn ich von dem absehe, was etwa Professor Larsen in Dänemark oder Dr. Gino Bertolini in Italien über deutschen Militarismus gesagt haben (es mag sich zu ihnen noch einer oder der andere gesellen, dessen Äußerungen mir entgangen sind), so kann man all das, was hoch und niedrig gestellte Ausländer darüber in letzter Zeit geredet haben, als Unsinn bezeichnen, ohne ihm unrecht zu tun. Ein neuer Beweis für die Tatsache, daß ein Fremder uns nicht verstehen kann, von ganz wenigen prominenten Persönlichkeiten abgesehen, die ein gütiges Schicksal in die Flughöhe des deutschen Geistes emporgetragen hat.

Wie völlig das Denken nichtdeutscher, zumal händlerisch gesinnter Männer gegenüber einem Problem, wie dem deutschen Militarismus, versagt: dafür ist Herbert Spencer wiederum ein sprechendes Beispiel.

Spencer stellt ja, wie wir schon sahen, die beiden gesellschaftlichen Typen: den kriegerischen und den industriellen ein-

ander gegenüber, natürlich jenen als den niedrigeren, diesen als den höheren wertend. Aber wie er den kriegerischen Gesellschaftstyp schildert, zeigt, daß er auch nicht die leiseste Spur einer Ahnung von seinem Wesen hat (während er mit feinstem Händlerinstinkte den „industriellen Typus“ analysiert). Was er darüber aussagt, sind nichts als Äußerlichkeiten; so wenn er als das „Grundprinzip“ des kriegerischen Typus nichts anderes zu bezeichnen weiß als „zwangsweises Zusammenwirken“ (Soc. § 554).

Der Grundfehler seiner wie aller fremdländischen Auffassung (die immer eine „todgläubige“ in diesen Dingen ist, wie Fichte es ausdrückte) ist der, daß sie als das Primäre eine bestimmte Institution ansehen, aus der ein bestimmter Geist fließen soll, daß sie also Ursache und Wirkung umkehren, da es doch nur ein bestimmter Geist ist, dessen äußere Erscheinungsform die soziale oder staatliche Einrichtung ist. Alle wohlmeinenden Ausländer wollen uns immer von irgendwelcher „Institution“ befreien, der Präsident der Harvard-Universität, Eliot, möchte uns eine bessere Verfassung verschaffen, damit wir doch allmählich mit Fleiß und Ausdauer uns zu der Kulturhöhe der U. S. A. emporarbeiten. Andere möchten uns von unserm Kaiser befreien, der wie eine Last auf uns liegen soll. Den meisten aber ist es darum zu tun, uns vom Militarismus zu „befreien“. Immer kehrt dieselbe verkehrte Grundanschauung wieder: als ob alle diese Einrichtungen etwas Äußerliches seien, das sich beim deutschen Volke befinde, wie eine Last auf einem Esel liegt. Während es doch zu begreifen gilt, daß alle äußere Erscheinung des

gesellschaftlichen und staatlichen Lebens die notwendigen Ausstrahlungen des Geistes sind, der ein Volk beseelt.

So ist auch der Militarismus zunächst natürlich etwas rein Äußerliches, weil Institutionelles. Er stellt sich dar in der allgemeinen Dienstpflicht; stellt sich dar in der gewaltigen Heeresmacht, gegen die jetzt ganz Europa und die halbe übrige Welt vergeblich ankämpfen; stellt sich dar in zahlreichen Kasernenhöfen und ihren mehr und minder erfreulichen „Blüten", in militärischem Schaugepränge, in Maschinengewehren und Schnauzbärten und Strammstehen und vielen Uniformen.

Aber das alles ist doch eben nur das äußere Gewand. Was hier in die Erscheinung tritt, ist aus einem bestimmten Geiste erzeugt, der noch viel weiter wirkt, als das Auge wahrnimmt, der unser ganzes Volkstum durchdringt und sich in tausend und abertausend Lebensäußerungen betätigt, auf allen Gebieten unseres öffentlichen und privaten, unseres äußeren und inneren Daseins. Welches also ist dieser Geist, müssen wir fragen, der den Militarismus erzeugt oder der selber als Militarismus erscheint.

Was kann deutscher Militarismus anderes sein als der deutsche Geist, den wir kennen gelernt haben? Es ist dieser deutsche Geist, so kann man es vielleicht ausdrücken, in seiner lebendigen Betätigung, in seiner Ausgestaltung zu äußeren Lebensformen. Militarismus ist die Sichtbarwerdung des deutschen Heldentums. Militarismus ist die Verwirklichung heldischer Grundsätze, insonderheit, soweit es sich um Vorbereitung und Durchführung von Kriegen handelt.

Militarismus ist der zum kriegerischen Geist hinaufgesteigerte

heldische Geist. Er ist Potsdam und Weimar in höchster Vereinigung. Er ist „Faust“ und „Zarathustra“ und Beethoven-Partitur in den Schützengräben. Denn auch die Eroica und die Egmont-Ouvertüre sind doch wohl echtester Militarismus.

Fragen wir aber im einzelnen, was er ist, um uns seine Eigenart auch durch begriffliche Erfassung zu voller Einsicht zu bringen, so wird man, denke ich, folgende Bestandteile in dem militaristischen Geiste nachweisen können.

Vor allem wird man unter Militarismus verstehen müssen das, was man den Primat der militärischen Interessen im Lande nennen kann. Alles, was sich auf militärische Dinge bezieht, hat bei uns den Vorrang. Wir sind ein Volk von Kriegern. Den Kriegern gebühren die höchsten Ehren im Staate. Was äußerlich in so vielen Dingen, die dem Fremden auffallen, in die Erscheinung tritt: unser Kaiser erscheint selbstverständlich offiziell immer in Uniform, bei feierlichen Gelegenheiten tun desgleichen auch unsere höchsten Beamten und unsere Abgeordneten, wenn sie in einem Militärverhältnis stehen; die Prinzen kommen sozusagen als Soldaten auf die Welt und gehören von Jugend auf der Armee. Alle andern Zweige des Volkslebens dienen dem Militärinteresse. Insbesondere auch ist das Wirtschaftsleben ihm untergeordnet usw.

Das zweite Merkmal des Militarismus ist die Hochhaltung und Pflege aller kriegerischen Tugenden; vor allem der beiden Grundtugenden des Kriegers: der Tapferkeit und des Gehorsams: der wahren Tugenden des freien Mannes. Es ist seltsam, mit welcher Übereinstimmung unsere großen

Moralisten immer wieder diese beiden Tugenden predigen. Ich denke an Hegel; ich denke vor allem an Nietzsche:

> „Was ist gut? fragt ihr ... Tapfer sein ist gut ... Auflehnung — das ist die Vornehmheit am Sklaven ... Eure Vornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei Gehorsam.“

Selbstzucht und Disziplin sind die Früchte der Pflege dieser Tugenden: Ordnung drinnen und Ordnung draußen: das ist ein Grundzug des deutschen Militarismus. Auch hier haben sich wiederum Potsdam und Weimar vereinigt, uns das beizubringen. Ein wesentlicher Bestandteil des Goetheschen Wesens ist sicherlich der starke Ordnungssinn, der ihm vom Vater vererbt war. Beachtenswert: die Ähnlichkeit der Väter unseres größten Weimarers und unseres größten Potsdamers! Die äußere Organisation unseres Heerwesens hat dann dahin gewirkt, daß die geistige und körperliche Disziplin in alle Volkskreise eingedrungen ist und somit heute auch im realen Sinne einen festen Bestandteil des deutschen Volksgeistes bildet. Nicht nur im Bereiche der Armee: auf allen Gebieten unseres öffentlichen Lebens und im privaten Leben jedes einzelnen Deutschen hat sich dieser Geist der Zucht und Ordnung eingebürgert. Ob es sich um die Volksschule oder die Universitäten, um die Arbeitervereine oder die Reichsbank, um die Eisenbahnen oder die Wissenschaft handelt: es ist immer derselbe Geist, es ist immer der deutsche „Militarismus“, der sie beseelt, vor dem der Fremde wie vor einem Wunder steht. Denn aus diesem Geiste werden die Riesenwerke der Organisation

geschaffen, die in diesem Kriege wiederum die Welt in Erstaunen versetzt haben.

Aber es hieße den deutschen Militarismus nur unvollkommen charakterisieren, wollte man in ihm nicht noch eines anderen Zuges gedenken, der ebenfalls jetzt wieder besonders deutlich hervorgetreten ist: ich meine den lebendigen Drang der Hingabe an das Ganze, die jeden Deutschen beseelt, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Was in aller wahrhaft heldischen Weltanschauung, wie wir sahen, eingeschlossen ist, das löst der Militarismus gleichsam aus: er weckt das heldische Empfinden in der Brust des letzten Tagelöhners im Dorfe, er popularisiert die Gedanken, die in den Köpfen unserer Größten zuerst aufgesprungen sind. Die Idee des Vaterlandes wird erst zu einer Leben weckenden Kraft durch die Mittlerrolle des Militarismus. Was Heldentum im tiefsten Sinne bedeutet, wird dem Ärmsten im Geiste lebendig vor die Augen gestellt, wenn er in Reih und Glied mit seinen Kameraden in den Kampf zieht, um das Vaterland zu verteidigen.

Der Geist des Militarismus wandelt sich hier in den Geist des Krieges. Erst im Kriege entfaltet sich das Wesen des Militarismus, der ja ein kriegerisches Heldentum ist, ganz. Und erst im Kriege erscheint seine echte Größe.

„Sobald der Staat ruft: Jetzt gilt es mir und meinem Dasein! — da erwacht in einem freien Volke die höchste aller Tugenden, die so groß und schrankenlos im Frieden niemals walten kann: der Opfermut. Die Millionen finden sich zusammen in dem einen Gedanken des Vaterlandes, in jenem

gemeinsamen Gefühle der Liebe bis zum Tode, das, einmal genossen, nicht wieder vergessen wird und das Leben eines ganzen Menschenalters adelt und weiht. Der Streit der Parteien und der Stände weicht einem heiligen Schweigen; auch der Denker und der Künstler empfindet, daß sein ideales Schaffen, wenn der Staat versinkt, doch nur ein Baum sei ohne Wurzeln. Unter den Tausenden, die zum Schlachtfelde ziehen und willenlos dem Willen des Ganzen gehorchen, weiß ein jeder, wie bettelhaft wenig sein Leben gilt neben dem Ruhme des Staates."

Weil aber im Kriege erst alle Tugenden, die der Militarismus hochbewertet, zur vollen Entfaltung kommen, weil erst im Kriege sich wahres Heldentum betätigt, für dessen Verwirklichung auf Erden der Militarismus Sorge trägt: darum erscheint uns, die wir vom Militarismus erfüllt sind, der Krieg selbst als ein Heiliges, als das Heiligste auf Erden. Und diese Hochbewertung des Krieges selber macht dann wiederum einen wesentlichen Bestandteil des militaristischen Geistes aus. Nichts wird uns so sehr von allen Händlern verdacht, als daß wir den Krieg für heilig halten.

Sie sagen: der Krieg sei unmenschlich, er sei sinnlos. Das Hinschlachten der Besten eines Volkes sei viehisch. So muß es dem Händler erscheinen, der nichts Höheres auf Erden kennt als das einzelne, natürliche Menschenleben. Wir aber wissen, daß es ein höheres Leben gibt: das Leben des Volkes, das Leben des Staates. Und wir wissen darum mit tiefstem Weh im Herzen, daß das Einzelleben bestimmt ist, sich für das höhere Leben zu opfern,

wenn dieses bedroht ist. Mit diesem Glauben, freilich nur mit ihm, gewinnt das schmerzensvolle Sterben der Tausende Sinn und Bedeutung. Im Heldentod findet die heldische Lebensauffassung ihre höchste Weihe.

„Die Verheißung eines Lebens auch hienieden über die Dauer des Lebens hienieden hinaus — allein diese ist es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann."

(Fichte.)

„Wer für sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das Dasein auf die eigene Person beschränkt: er dehnt sein eigenes Wesen auf seine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja, auf die kommenden Geschlechter derselben, für welche er wirkt; wobei er den Tod betrachtet wie ein Winken der Augen, welches das Sehen nicht unterbricht."

(Schopenhauer.)

„Was sind Hab und Gut im Leben?
Alles Dinge, die vergehn!
Daß wir vor Begeistrung beben,
Wenn wir uns zum Kampf erheben,
Das wird ewig fortbestehn,
Das will Gott!

Gott ist Mut in Kümmernissen,
Ist das Edle, das uns treibt:
Ehre, Treue, Zucht, Gewissen!
Volk, drum fühlst du hingerissen,
Daß dein Geist unsterblich bleibt:
Geist von Gott!"

(Richard Dehmel)
gedichtet im Kriegsjahre 1914.

Dieses höchste Gefühl, das die Menschenbrust fassen kann: daß der Mensch in den Tod geht um des Lebens willen: es ist vom Dichter in tausend und tausend Gesängen gefeiert. Wir sind ein Volk, das reich ist an Kriegsliedern, und in diesen Kriegsliedern tritt wiederum — gleichsam in lichter Verklärung — unser kriegerischer Geist, tritt unser Militarismus in die äußere Erscheinung. Welch eine Fülle lebendiger Kriegsgesänge ist in diesen Tagen im deutschen Volke aufgesprungen, die alle abgestimmt sind auf die alte, tiefe Weise:

„Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen.
Auf grüner Heid' in breitem Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen."

Zu tausend und tausend Malen tritt aber das Heldentum selber jetzt wieder im Leben in die Erscheinung. Wir können wieder zu sieghaften Heerführern bewundernd aufschauen. Wir lernen wieder an die Größe des Menschen glauben und werden von Schauern erhabener Rührung ergriffen, wenn wir von den Taten und Leiden unserer jungen Helden draußen vor dem Feinde Kunde erhalten und selbst das Schicksal dieser dem Tode geweihten jungen, strahlenden Menschen in unseren Nächsten miterleben. Bis zu welcher Höhe des Erhabenen das Heldentum in Taten und Gesinnung emporreicht, das zeigt die folgende kleine Geschichte, die hier an Stelle von tausend ähnlichen stehen mag: den späteren Geschlechtern zum Zeugnis für die Größe unserer Zeit:

Der ungarische Feldwebel Widery vom 66. Infanterieregiment behauptete mit 54 Mann einen wichtigen

Bahntunnel gegen alle Anstürme der russischen Armee in Galizien, bis der Abzug der österreichisch-ungarischen Truppen unbehindert durchgeführt war. Durch Verrat fiel dann dem tapferen Häuflein ein russisches Detachement von tausend Mann in den Rücken. Die kleine Schar verschmähte es, sich zu ergeben und kämpfte weiter. Alle bis auf drei fielen. Der 85jährige Vater Widerys, ein ehemaliger Gendarmerieoffizier, zeigt den Tod seines 24jährigen Sohnes folgendermaßen an: „Ich gebe diese Mitteilung nicht mit Trauerrand, weil es nur Lob und Freude wecken kann, daß der Feldwebel Stephan Widery, mein einziger Sohn und Kamerad im Weltkriege, für das Vaterland sterben durfte."

Wie viele Generationen kommen und vergehen in Friedenszeiten, denen es nicht beschieden ist, eine Erhebung der Seele zu erleben, wie sie jedem Leser dieser paar Zeilen als ein Geschenk des Himmels zuteil wird.

Aber der Krieg ist uns nicht nur darum heilig, weil in ihm selbst die edelsten Züge des menschlichen Wesens zur Blüte getrieben werden: wir halten ihn nicht minder für heilig, weil er uns als die größte sittliche Macht erscheint, deren sich die Vorsehung bedient, um die Menschen auf Erden vor Verlotterung und Fäulnis zu bewahren. Niemand hat diesen versittlichenden Einfluß des Krieges mit treffenderen Worten geschildert als Heinrich von Treitschke.

„Jedes Volk," sagt er einmal, „zu allermeist ein fein gebildetes, wird in langer Friedenszeit leicht der Verweichlichung und der Selbstsucht verfallen. Das unbeschränkte Behagen der Gesellschaft ist der Untergang nicht nur des Staates,

sondern zugleich aller idealen Güter des Lebens. Spießbürgerlicher Sinn oder weltmännische Rührigkeit, welche nur die Befriedigung aller Gelüste des einzelnen im Auge hat, unterwühlt die Fundamente einer höheren sittlichen Weltanschauung und den Glauben an Ideale. Flache Köpfe gelangen zu dem Wahne: der Lebenszweck des einzelnen sei Erwerb und Genuß; der Zweck des Staates sei kein anderer als der, seinen Bürgern das Geschäft zu erleichtern; der Mensch sei bestimmt, teuer zu verkaufen und wohlfeil einzukaufen; der Krieg aber, der ihn in dieser Arbeit stört, sei das größte Übel und das moderne Heerwesen nur ein trauriger Überrest moderner Barbarei. — Einem solchen Geschlechte gereicht es zum Segen, wenn ihm das Schicksal einen großen und gerechten Krieg sendet, und je lieblicher sich die bequeme Gewohnheit des bloß sozialen Lebens den Menschen ins Herz geschmeichelt, um so gewaltiger erscheint dann der Rückschlag, der sie emporruft zu kriegerischer Tat im Dienste des Staates."

Wir können diese Worte in unserem Sinne dahin zusammenfassen, daß wir sagen: der Krieg, der die Vollendung der heldischen Weltanschauung bildet, der aus ihr hervorwächst, ist notwendig, damit diese heldische Weltanschauung selber nicht den Mächten des Bösen, nicht dem kriechenden Händlergeiste zum Raube werde. Er, ein Kind dieser Weltanschauung, gebiert sie wieder aus seinem Schoße. Diese Betrachtung des Krieges ist nun aber nicht etwa erst, wie man es wohl behaupten hört, das Ergebnis unserer neu-deutschen Entwicklung. Nicht erst das Deutschland Bismarcks und

Moltkes hat den Krieg heilig gesprochen: solange deutsche Männer zu dem Probleme des Krieges Stellung genommen haben, haben sie sich zu der Auffassung bekannt, die in den Schiller-Worten zutage tritt:

„Der Krieg ist furchtbar, wie des Himmels Plagen,
„Doch ist er gut, ist ein Geschenk wie sie. . .“

Die traurige Schrift des alten Kant über den „Ewigen Frieden“, in der nicht der große Philosoph, sondern nur der über den Tod Lampes vergrämte, gnittrige und verärgerte Partikulier Kant aus Königsberg zu Worte kommt, bildet die einzige, unrühmliche Ausnahme. Sonst sind mir von repräsentativen Deutschen pazifistische Äußerungen aus keiner Zeit bekannt geworden. Sie würden ja auch immer eine Versündigung gegen den heiligen Geist des Deutschtums bedeuten, das nun einmal aus den Tiefen seines Heldentums heraus unmöglich zu einer anderen als hohen Bewertung des Krieges gelangen kann. Nicht nur für eine bestimmte Kulturepoche, in welcher Beschränkung ja selbst ein Herbert Spencer Segnungen des Krieges gelten läßt, sondern jetzt und in alle Zeiten hinein, bis — das Reich Gottes auf Erden verwirklicht werden wird.

Welch eine Torheit, zu glauben, diese „Religion der Barbarei“, wie im Ausland unsere sittliche Würdigung des Krieges genannt wird, sei nur aus Potsdamer Geiste geboren und sei das Erzeugnis einer „kriegslüsternen“ Offiziersclique, sei ein Abfall von den guten Traditionen unserer Denker und Dichter. Nein: Potsdam und Weimar sind in diesem Punkte wieder völlig eins. Ich führte schon ein

Wort Schillers an, der zu wiederholten Malen die segensreichen Wirkungen des Krieges preist, den er den „Beweger des Menschengeschlechtes" nennt. Wir entsinnen uns noch der wundervollen Stelle:

„. . . der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh' ist das Grab des Muts.
Das Gesetz ist der Freund der Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles hebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut."

Aber auch Goethe dachte nicht anders:

„Träumt Ihr den Friedenstag;
Träume, wer träumen mag!
Krieg ist das Losungswort,
Sieg! und so immerfort."

Wie es denn eine Herabwürdigung eines Dichters bedeutet, ihm pazifistische Gefühle unterzulegen. Als ob im Bannkreise pazifistischer Ideen so etwas wie Dichtung überhaupt erblühen könnte. Oder glaubt man etwa, daß aus händlerischem, friedfertigem Geiste heraus Beethovensche Musik hätte erklingen können? Wer solche Wunder für möglich hält, der möge zu seiner Bekehrung nachlesen, was der Meister über die „dorische" Tonart, von der in Platos „Staat" die Rede ist, gedacht hat!

Wie fern unser „klassisches" Zeitalter, das man so gern in einen Gegensatz zu neu-deutschem Wesen bringt, aller

Geringschätzung und Verwerfung des Krieges war, beweist die Stellungnahme eines so rührend stillen und abseitigen Geistes wie Jean Pauls, der doch den Krieg nannte: die stärkende Eisenkur der Menschheit, und zwar mehr noch des Teils, der leidet, als dessen, der siegt. Das Wundfieber des Krieges, meint er, sei besser als das Kerkerfieber eines faulenden Friedens.

Ich könnte Seiten über Seiten füllen mit der Wiedergabe von Aussprüchen unserer Großen über den Krieg, die alle auf denselben Ton abgestimmt sind; zumal unserer Philosophen: die Fichte, Schopenhauer, Hegel, Hartmann, Nietzsche: so sehr sich ihre „Systeme" im übrigen widersprechen mögen: in der Beurteilung der reinigenden und erhebenden Wirkung des Krieges sind sie einig. Aber warum noch mehr Belege beibringen für die Tatsache, die sich jedem aufdrängt, daß deutsch empfinden und deutsch denken den Krieg segnen heißt. Aber freilich nur den „wahrhaftigen Krieg", wie Fichte ihn nannte: den Krieg, der das gesamte Volk bewegt und vom gesamten Volke getragen wird, und der geführt wird für die Erhaltung des Staates. Nur ein solcher Krieg, der aus edlen Antrieben entsprungen ist, kann auch die sittlichende Kraft in sich tragen, die eine Gesundung und Stärkung über das Volk bringt.

Daß wir auch die Zwecke des Krieges heilig halten und ihn nicht dazu mißbrauchen, wie die Händlervölker, um eitlen Güterkram zu verteidigen: das ergibt sich mit ebensolcher zwingenden Notwendigkeit aus unserer Ehrfurcht vor diesem höchsten Zucht- und Bildungsmittel Gottes.

Nirgends so deutlich wie in ihrer grundverschiedenen Stellung zum Kriege kommt die Gegensätzlichkeit zur Erscheinung, die zwischen Militarismus und Kommerzialismus, zwischen heldischer und händlerischer Weltbetrachtung obwaltet.

Dritter Abschnitt

Die Sendung des deutschen Volkes

Neuntes Kapitel: Das Leben vor dem Kriege

Kein Zweifel: die händlerische Kultur war vor dem Kriege drauf und dran, sich die Welt zu erobern. Wie sich der Händlergeist ein ihm angemessenes Wirtschaftssystem: den Kapitalismus geschaffen hatte, so benutzte er nun dieses wiederum, um mit ihm Eingang in alle Länder zu finden. Ja — es gab Kreise, in denen die feste Überzeugung herrschte, daß in dem Maße, wie sich das kapitalistische Wirtschaftssystem über die Erde verbreitete, auch der händlerische Geist und mit ihm die händlerische Kultur zur herrschenden allüberall werden würden, nach welcher Ansicht also die gesamte Menschheit der Auflösung entgegengeführt werden sollte. Ich selber habe diesen Kreisen nicht fern gestanden, wie das Schlußkapitel meines „Bourgeois" erkennen läßt.

So viel steht fest: in England war die Menschheit zuerst an der händlerischen Weltanschauung erkrankt. Aber die englische Krankheit hatte dann weiter um sich gegriffen und hatte vor allem auch den deutschen Volkskörper bereits befallen.

Vergegenwärtigen wir uns den Zustand unseres Kulturlebens vor Ausbruch des Krieges, so erinnern wir uns deutlich, daß darin wesentliche Bestandteile der englischen Kultur sich breitzumachen begonnen hatten. Ich sage „wesentliche

Bestandteile der englischen Kultur", was den irrtümlichen Anschein erwecken könnte, als ob wir aus der reichen Fülle der englischen Kulturgüter uns nach Wahl einige angeeignet hätten. In Wirklichkeit, haben wir schon feststellen können, verfügt die neu-englische „Kultur" (von Wirtschaft und Technik, die heutigentags internationales Gepräge tragen, abgesehen) überhaupt nur über zwei Güter, die sich als englisches Originalerzeugnis darstellen, und nur um die Übernahme dieser beiden handelte es sich: Komfort und Sport waren zu uns herübergekommen.

Nun müssen wir uns aber zum Bewußtsein bringen, daß diese beiden — einzigen! — Erzeugnisse der englischen Händlerkultur wahrer Kultur im allerhöchsten Maße feind und abträglich sind; daß sie geeignet sind, irgendwelche höhere, vornehmere Gesittung von Grund aus zu zerstören; daß sie aber insonderheit aller heldischen, also wahren Kultur deshalb so gefährlich sind, weil sie sich als harmlose Lebensformen einführen, als eine Bereicherung auch des feineren, edleren Lebens, um erst nach einiger Zeit, nachdem sie sich eingebürgert haben, ihren zerstörenden Einfluß auf den Volksorganismus auszuüben.

Komfort bedeutet zunächst nichts anderes als die Verbequemlichung des Lebens. Und daß eine solche harmlos im Grunde ist, und daß wir alle sie unbedenklich und gern annehmen, steht außer Zweifel. Wenn der Ofen nicht raucht und die Fenster gut schließen, so ist das gewiß ein wünschenswerter Zustand. Auch kann man gelten lassen, daß ein hübsch gedeckter Teetisch und ein sauberes Bad Annehmlich-

keiten des Daseins sind, die an und für sich keiner vornehmen Lebensauffassung Abtrag zu tun geeignet sind.

Aber ebenso gewiß ist es, daß sie große Gefahren in sich bergen. Schon wenn man anfängt, ihnen irgendwelche Wichtigkeit beizumessen, statt sie als grenzenlos nebensächliche Dinge anzusehen, denen man so wenig wie möglich Zeit und Aufmerksamkeit schenken soll. Es hat mir weh getan, als ich in dem Berichte eines deutschen Kriegers aus dem Felde in einer Berliner Zeitung las: wie der Schreiber mit einer gewissen Ehrfurcht von den Rasierapparaten sprach, die man ganz allgemein bei den englischen Soldaten selbst in den Schützengräben fände. Das ist traurig: inmitten so großer Ereignisse Andacht haben für die Entfernung der Bartstoppeln aus dem holden Angesicht. Ein häßliches Wahrzeichen der hohlen, englischen Krämerkultur scheint mir vielmehr jeder Rasierapparat in den Schützengräben zu sein.

Nun aber, wenn gar der Komfort anfängt, einen breiten Raum in der Lebensführung und Lebensbewertung einzunehmen, wenn die Einrichtung des Lebens unter dem Gesichtspunkt höchster Behaglichkeit und Annehmlichkeit sozusagen zu einem, wenn nicht zu dem einzigen, Bestandteile der Weltauffassung wird: dann ist er schädlichstes Gift. Dann zerstört der Komfort alle idealistischen Regungen, er zerstört aber auch alle künstlerische Kultur. Unsere Komfortisten verwechseln manchmal künstlerische und kunstgewerbliche Kultur, als welch' letztere allenfalls mit Komfort sich vereinigen läßt. Aber ein Überwuchern des Kunstgewerbes selbst ist aller bildenden Kunst abträglich. Wie es denn der Idee aller

wahren Kunst selbstverständlich widerspricht, daß sich mit ihr irgendwie der Gedanke des Nützlichen und Bequemen verbinde. Was man also in den englischen Salons in England und — anderswo bewundert, hat mit Kunst nicht das Geringste zu tun, so wohltuend unter Umständen die geschmackvolle Anordnung der Gebrauchsgegenstände und Schmuckstücke in einem Zimmer sein mag. Aber wir wollen die Begriffe Komfort (Kunstgewerbe) und Kunst reinlich scheiden! Daß die Engländer zu den Reformatoren des modernen Kunstgewerbes werden konnten, hat wohl seinen Hauptgrund in der vollständigen Verödung ihres Kunstlebens. Alle künstlerischen Epochen der Geschichte: die alt-griechische, die Zeit des Mittelalters, der Renaissance, des Barock, des Rokoko sind Zeiten ohne Komfort gewesen.

Der Komfortismus als Weltanschauung ist nun aber gewiß vom Übel, und ein Volk, das von ihm erfüllt wird, wie das englische, ist nicht viel mehr wie ein Haufen lebender Leichname. Der ganze Volkskörper wird angefault. Denn man soll nicht etwa denken, der Komfort sei eine Lebensgewohnheit, die sich auf die kleine Oberschicht der reichen Leute erstreckt. In England steckt jeder Gewerkvereinler schon heute im Sumpfe des Komforts. Denn der Komfortismus ist ja nicht eine äußere Gestaltungsform des Daseins, sondern eine bestimmte Art und Weise der Bewertung der Lebensformen. Er steckt nicht in den Gegenständen, sondern im Geiste, und darum kann er sich über reich und arm verbreiten. Er ist aber so grundgefährlich, weil in seinem Gefolge sich andere Werte in die Seelen einschleichen, die diese ins Gemeine

hinabzuziehen geeignet sind. Wer das bequeme und behagliche Leben hochschätzt, muß notwendig auch den materiellen Gütern eine hohe Bedeutung beimessen, und wer das tut, muß im Reichtum an materiellen Gütern ebenfalls einen großen Wert erblicken. Womit dann also die Umkehrung aller Werte erreicht wäre, die, wenn sie zu einer allgemeinen Erscheinung im Volke wird, verheerende Wirkung anrichten wird. Wie arg weit wir auf diesem Abwege von aller wahren Kultur vor dem Kriege selbst in Deutschland schon gelangt waren, ist noch deutlich in jedermanns Erinnerung.

Der Sport ist der Zwillingsbruder des Komfort. Er tritt in die Welt mit diesem zusammen. Auch er ist im Grunde und in seinen Anfängen harmlos und erscheint in der Gestalt körperlicher Übungen sogar als ein Freund jedes tüchtigen jungen Menschen. Aber im weiteren Verlauf erweist sich auch der Sport als eine den gesunden Organismus verzehrende Krankheit, wenn er nämlich dazu übergeht, die Stelle anderer, wichtigerer Lebensbetätigungen einzunehmen: wenn er einerseits die kriegerische Übung, andrerseits die geistige Beschäftigung ersetzen will, wie er es in England schon tut, und wie er es in Deutschland vor dem Kriege angefangen hatte zu tun.

Körperliche Übungen in dieser alle übrigen Lebenswerte verdrängenden Form müssen mit Notwendigkeit des Menschen Seele zum Verdorren bringen, müssen ihn geistig verblöden, wie sie ihn körperlich zum Krüppel machen, das heißt zu einem Menschen mit einseitig ausgebildetem Muskel- und Gefäßsystem. Wir haben mit Schrecken die Verwüstungen

erlebt, die der Sport vor dem Kriege in vielen unserer jungen Leute schon angerichtet hatte, und haben mit Bangen der Zeit entgegengesehen, in denen unsere Hochschulen in gleicher Weise wie in England zu sportlichen Trainieranstalten herabsinken würden.

Der Sport wächst sich ähnlich wie der Komfort zu einer Weltanschauung aus, zum Sportismus, dem gemäß das ganze Leben ein Sport ist oder sich in einzelne Sportakte auflöst. Der Krieg als Sport! Wir haben von dieser eklen Ausgeburt englischen Krämergeistes schon Kenntnis genommen. Der Krämergeist ist aber recht eigentlich der Erzeuger des Sportismus, in dem alle händlerischen Ideale zur Verwirklichung gelangen. Der Sport ist unkriegerisch, zum ersten, und schon deshalb der Seele des Händlers angemessen. Der Sport läßt sich aber auch so sehr mit kommerzialistischem Geiste erfüllen, daß er gleichsam zu einer Fortsetzung der händlerischen Tätigkeit außerhalb des Kontors sich gestaltet und sich also auch am Sonntage der rechnende, gewinnkalkulierende Kommis mit seinem Lieblingsthema weiterbeschäftigen kann. Diese Emporhebung des Sports in die Sphäre des Kommerzialismus ist bewirkt durch die Einführung der Wette, wodurch alle sportlichen Leistungen ihren Geldausdruck bekommen haben. Damit ist denn auch alles Interesse am Sport in das rein quantifizierende Interesse des Händlers umgebogen: nicht mehr auf das Wie, die Form der Leistung, sondern auf ihren äußeren, meßbaren Erfolg kommt es an: dieser äußere Erfolg wird in der Gestalt des Rekords ziffermäßig gebucht.

Der Rekord wird damit zum Zentralwert des Sportisten, und in dem Maße, wie der Sportismus sich in den Volkskörper einfrißt, zum Zentralwert des Lebens überhaupt.

Noch einmal wollen wir uns schaudernd erinnern, bis zu welchem Umfange sich auch bei uns schon eine derartige Sinnesrichtung vor dem Kriege verbreitet hatte. Wer gedenkt nicht der Hypnose, in die die Berliner Bevölkerung durch das Sechstagerennen versetzt wurde, wer entsinnt sich nicht jenes schönen Sommertages, als buchstäblich halb Berlin auf die Beine gebracht wurde, um die Rückkehr eines Kraftfahrers sich mit anzusehen, den eine Berliner Zeitung zu Reklamezwecken um die Erde geschickt hatte. Bei uns waren es ja erst die Anfänge. Und wohl nur in Berlin grassierte schon die Krankheit des Sportismus in größerem Umfange. Immerhin: es waren bedenkliche Symptome einer allgemeinen Erkrankung des deutschen Volkskörpers auch an diesem englischen Gifte deutlich wahrzunehmen.

Ernstere, vornehmere Naturen, die weder im Reichtum noch im Rekord zentrale Lebenswerte erblickten, und die doch wissen wollten, weshalb sie denn da seien, und so sinnlos schufteten, wie es ihnen der moderne Kulturbetrieb abzwang, zogen sich hinter die „Berufsidee" zurück, die aber auch, nachdem ihr die religiöse Spitze abgebrochen war, allen tieferen Sinn verloren hatte. Man empfand es denn doch schließlich als eine Versündigung gegen den heiligen Geist, wenn man etwa wirtschaftliche Berufstätigkeit als Selbstzweck betrachtete. Es war eine Herabwürdigung der Idee der Aufgabe, aber auch des Pflichtgedankens, wenn man

dahin gelangte, in der Hingabe an eine Aktiengesellschaft und ihre Gewinnerzielung das Höchste und Letzte erblicken zu müssen. Aber auch wer höhere Werke verrichtete, als Baumwolle spinnen und Farben machen, blieb mit seiner Tätigkeit vereinzelt, als Spezialist, gleichsam in der Luft schweben. Immer mehr spezialisierten und verfeinerten sich die wissenschaftlichen und technischen Methoden und Fertigkeiten, aber die Zusammenfassung zu einem sinnvollen Ganzen blieb aus. Der Differenzierung folgte keine Integration. Und so blieb auch alle Berufstätigkeit zweck- und sinnlos.

Zweck- und sinnlos erschien das ganze Leben. Und das Schreckbild der Verameisung tauchte vor dem geistigen Blicke Weiterschauender auf. Man sah die Menschheit im Wohlleben verkommen, sich paaren, den Bauch vollschlagen und den Darm entleeren und sinnlos Hin- und Wiederrennen. Man glaubte, daß man dem Zustande nahe wäre, den Mephisto dem alten Faust so verführerisch schildert als den höchsten:

„Ich freute mich an Rollekutschen,
Am ewigen Hin- und Wiederrutschen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen,
Zerstreuter Ameis-Wimmelhaufen. . . .“

Zweck- und sinnlos schien alles geworden zu sein, was wir taten.

Wir häuften Reichtümer auf Reichtümer und wußten doch, daß aus ihnen kein Segen flösse;

wir schufen Wunder der Technik und wußten nicht: warum?

wir trieben Politik, haderten miteinander, bewarfen uns mit Schmutz: warum?

Wir schrieben und lasen Zeitungen; Berge von Papier türmten sich täglich vor uns auf und erdrückten uns mit wertlosen Nachrichten und noch wertloseren Meinungsäußerungen: niemand wußte, wozu?

Wir schrieben Bücher und Theaterstücke, und Kritiker in Scharen taten ihr ganzes Leben nichts, als kritisieren, und Cliquen bildeten sich und befehdeten sich, und niemand wußte, wozu?

Wir schwärmten für den „Fortschritt“, damit das sinnlose Leben noch weiter gesteigert würde: mehr Reichtum, mehr Rekord, mehr Reklame, mehr Zeitungen, mehr Bücher, mehr Theaterstücke, mehr Bildung, mehr Technik, mehr Komfort. Und der Bedächtige mußte immer wieder fragen: wozu? wozu?

Das Leben war wirklich, wie es einer seiner besten Schilderer ausgesprochen hat, eine Rutschbahn geworden. Ein Leben ohne Ideale, das heißt also ein ewiges Sterben, ein Faulen, ein Gestank, da alles Menschentum in Verwesung übergeht, aus dem der Idealismus verschwunden ist, wie ein Körper, aus dem die Seele entweicht.

Zehntes Kapitel: Aussichtslose Rettungsversuche

Inmitten von so viel Schmutz war auch viel guter Wille, und zahlreich sind die Versuche gewesen, die Menschen aus dem Moraste, in dem oder an den heran sie die händlerische Weltanschauung gelockt hatte, zu retten, und sie auf die lichten Höhen heldischer Lebensbetrachtung wieder hinaufzuführen. Denn um dieses Entweder-Oder handelt es sich ja immer: Händler im Sumpf, den man Kommerzialismus, Mammonismus, Materialismus, Sportismus, Komfortismus oder wie sonst noch benennen mag; oder Held auf der Höhe des Idealismus. So heißen für den modernen Menschen Gott und der Teufel, Ormuzd und Ahriman.

Aber so zahlreich die Versuche der Rettung waren, und von so viel gutem Willen sie zeugten: sie sind alle fehlgeschlagen und mußten notwendig fehlschlagen.

Ich denke zunächst an alle die vielen Bemühungen, die einzelnen Menschen zu ethisieren, den einzelnen Heldentum zu predigen. Gewiß ist diese oder jene Seele dadurch gerettet worden. Aber an der großen Masse geht alle Predigt zur Einkehr und zur Buße in unserer Zeit spurlos vorüber. Man kann ihr allenfalls „Monismus“ predigen, weil der ihren Instinkten entgegenkommt. Aber sie zu einer Umkehr auf der Bahn des Materialismus zu bewegen durch eindringliche Vermahnung? Ich glaube nicht an irgendwelchen

Erfolg solchen Beginnens. Dafür sind die niedrigen Instinkte zu mächtig, zumal in unserer Zeit, in der sie durch das herrschende Wirtschaftssystem bestärkt und immer von neuem erzeugt werden. Was haben die Ermahnungen zur „ethischen Kultur" gefruchtet? Was haben die mit gewaltigem prophetischen Pathos vorgetragenen Lehren vom Übermenschen gewirkt? Bei vornehmen Naturen, die sich vor der Berührung mit Händlergeist von selbst bewahrt hatten, haben sie gewiß viel Segen gestiftet, indem sie ihnen den Weg in die Höhe lichter und leichter machten. Aber das waren schon starke Menschen. Und von dem Gesindel der Caféhausliteraten ist gerade Nietzsche, den sie nicht verstanden, und den sie darum ins Gemeine umdeuteten, mißbraucht worden, um sie in ihrem Genußleben und in ihrem Händlergeiste zu bestärken.

Und können heutigentags religiöse Predigten die Menschen vor den Versinken im Materialismus retten? Ich zweifele nicht daran, daß dort, wo noch ernster, religiöser Sinn von alters her die Herrschaft hat, in vielen Fällen ein Damm gegen die mammonistische Flut stehengeblieben ist. Aber daß gerade ein strengreligiöses oder, sagen wir lieber, kirchliches Leben nicht vor der Erfüllung mit händlerischem Geiste schützt, dafür liefert ja England, das Stammland dieses Geistes, den besten Beleg. Man kann also sehr wohl jeden Sonntag in die Kirche gehen und doch ein — Händler sein. Nietzsche meinte geradezu: der Engländer sei „als der Gemeinere von beiden, auch frömmer als der Deutsche". Jedenfalls werden die alten Kirchen, wenn sie sich an dem

Rettungswerk des modernen Menschen beteiligen wollen, sich der heldischen Elemente ihrer Lehre wieder mehr bewußt werden müssen, damit sie wirklich eine Schutzwehr gegen den eindringenden Kommerzialismus bilden können und werden sich die starken idealen Kräfte zunutze machen müssen, die in der Vaterlandsliebe und der Staatsidee wieder aufgesprungen sind.

Den neuen „Religionen", die wie Pilze aus der Erde schießen, traue ich dagegen gar keine Kraft zu, um im Kampfe mit dem Bösen unserer Zeit viel auszurichten. Hier gilt wirklich immer noch, was Friedrich der Große solch einem Religionsstifter sagte, als er ihm sein Glaubensbekenntnis mit den Worten zurückreichte: „Alles sehr vortrefflich, mein Lieber: nun fehlt nur noch, daß Sie sich dafür ans Kreuz schlagen lassen."

Von viel größerer Wichtigkeit sind alle jene Bestrebungen, die durch Aufstellung eines gesellschaftlichen Ideals die Menschen emporreißen wollen, also alles, was man unter dem Sammelnamen des „Sozialismus" zusammenfassen kann. Zweifellos ist der Sozialismus in unserer Zeit eine der stärksten Idealitäten, der viele Rettungen aus der Not des Händlergeistes zu verdanken sind, die aber doch, wie die Erfahrung gezeigt hat, unfähig ist, das Rettungswerk durchzuführen, die jetzt schon einen wesentlichen Teil ihrer Kraft zur Erlösung, wenn nicht alle, eingebüßt hat, und die jedenfalls niemals für sich allein stark genug sein wird, uns von dem Bösen zu befreien.

Die Schwäche des sozialistischen Ideals ist leicht zu er-

kennen: sie hängt zunächst damit zusammen, daß das Ideal ein Zukunftsideal ist. Dieses bloß zu erträumen, hat natürlich gar keine Bedeutung für die Gestaltung des Lebens. Nur wenn es erkämpft werden muß, kann es ein Leben befruchten und kann es Leben wecken. Nun ist ja das sozialistische Ideal in diesem Sinne ein praktisches, und im Kampf um seine Verwirklichung hat es all den Idealismus erzeugt, der von ihm ausstrahlt. Und die Fülle und Mächtigkeit dieses sozialistischen Idealismus wollen wir nicht gering veranschlagen. Das junge Volk der russischen Revolutionäre, das Geschlecht der deutschen Sozialdemokraten, das das Sozialistengesetz erlebt hat: das waren Helden, wie man auch über die politische Berechtigung ihrer Bestrebungen denken mag. Die Voraussetzung dieses sozialen Idealismus ist aber offenbar seine revolutionäre Begründung. Es ist der Fanatismus, der aus dem Willen erwächst, einen bestehenden Zustand mit Gewalt in einen andern umzuwandeln. Ohne diese Hochspannung des Willens zur Tat erlahmt aber alsobald die Kraft dieses Idealismus. Weshalb wir ja in der Geschichte die Erscheinung immer wieder beobachten können, daß revolutionäre Parteien „versumpfen".

Dieser Gefahr der „Versumpfung" ist nun aber der moderne Sozialismus nicht minder ausgesetzt wie alle ähnlichen Bestrebungen, die ihm vorausgegangen sind. Und deshalb steht er vor der schlimmen Alternative: entweder „revolutionär" zu bleiben und damit seine praktische Durchschlagskraft völlig einzubüßen, oder sich den Verhältnissen anzupassen und damit seine idealistische Schwungkraft zu verlieren.

Die Versuche, das Unmögliche zu vereinigen, das heißt: in einer regierungsfähigen Partei aus revolutionärem Geist gespeisten idealistischen Schwung zu bewahren, müssen mit innerer Notwendigkeit scheitern.

Aller heldische Idealismus, den bisher der Sozialismus in die Welt gebracht hat, ist ein Idealismus des Kampfes gewesen. Er hat darin bestanden, daß sich die einzelnen für ein Überindividuelles, das „Ziel", opferten.

In dem Maße, wie das Ziel in die Ferne rückte und ein unmittelbares (revolutionäres) Kämpfen keinen Sinn mehr hatte, wurde an seine Stelle das Mittel gesetzt, das nun auf dem Wege der friedlichen Reformen dazu verhelfen sollte, den Endzweck zu erreichen: die Partei. Es unterliegt keinem Zweifel, daß noch heute ein gut Teil Opfersinn bei den Arbeitern geweckt wird durch die Hingabe an die Partei, das Arbeiten für die Partei. Nur daß das auch nur ein vorübergehender Zustand sein kann. Denn eine Partei ist kein lebendiges Ganze wie ein Volk, in dem alle Lebensströme der einzelnen zusammenfließen, und aus dem der einzelne alle Lebenswerte zurückempfinge. Sie ist eine im Grunde tote Organisation, die kein eigenes Leben lebt, sondern dieses nur erhält durch die Hingabe ihrer Mitglieder einerseits, durch das Ziel, zu dessen Erreichung sie gebildet ist, andrerseits. Wenn von diesem Ziel nicht immer wieder Licht ausstrahlt, so verödet der Parteibetrieb, die unausgesetzte Verherrlichung des bloßen Mittels erzeugt Unlust, und in der Routine des täglichen Lebens erstarren auch „die herrlichsten Gefühle".

Nun liegt aber die größte Schwäche des sozialistischen Idealismus darin, daß der Endzweck, den man zu verwirklichen trachtet, das heißt das eigentliche sozialistische Ideal, nichts weniger als erhaben ist.

Den Grundstock des Vorrats von Idealen, über die je in verschiedener Gruppierung der Sozialismus verfügt, bilden bekanntlich „die Ideen von 1789": „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", also echte und rechte Händlerideale, die nichts anderes bezwecken, als den Individuen bestimmte Vorteile zu verschaffen. Es sind ja die Grundforderungen auch der Bourgeoisie gewesen, und zwar der verkommerzialisierten englischen Bourgeoisie. Sind also völlig ungeeignet, einen heldischen Idealismus darauf aufzubauen. Was später noch an spezifisch sozialistischen Idealen zu diesem Grundstock hinzugekommen ist, riecht auch stark nach Händlergeist: so die Forderung, daß jeder Arbeiter seinen „gerechten" Lohn erhalte und was dergleichen mehr ist. Immer werden nur Forderungen aufgestellt, wenigstens in denjenigen sozialistischen Programmen, die zur Herrschaft gelangt sind. Und Forderungen der Individuen, wissen wir, sind immer der Ausfluß händlerischer Gesinnung.

Was sonst noch an sozialistischen Idealen aufgetaucht ist, ist meist konfuses Zeug. So wenn man die Keckheit gehabt hat, Nietzschesche Ideale als Ideale des Sozialismus auszugeben. Unter der Phrase: daß der Sozialismus jedem einzelnen gestatten solle, seine „Individualität" zu voller Harmonie zu entfalten. Wer solchen Unsinn ausspricht, hat zunächst Nietzsche völlig mißverstanden. Er hat aber auch

von der „Ausbildung der Individualität“ eine höchst dürftige Vorstellung. Bekanntermaßen wurde dieses Ideal von manchem Weimaraner in der „klassischen“ Epoche aufgepflanzt. Aber diese, wie etwa Wilhelm von Humboldt, oder Schiller, haben es nicht in dem flachen, händlerischen Sinne verstanden, daß nun jeder tun und lassen könne, was er wolle, sondern haben dem Ideale eine erhaben-strenge Deutung gegeben, so daß seine Verwirklichung, wie man es ausgedrückt hat, auf „jene einzige Verbindung platonischen Schönheitssinnes und Kantischer Sittenstrenge“ hinauslief. Diese Lehre kann ihrer Natur nach nur von vornehmen Geistern begriffen werden. Sobald sie verflacht und zu einem Massenideale verallgemeinert wird, endigt sie im schlimmsten Eudämonismus und Heerdentierideale. „Individualismus“ ist ein gefährliches Wort. Es kann höchstes Heldentum und ebenso tiefstes Händlertum bedeuten.

Nicht viel besser ist es mit dem „Menschheitsideal“ bestellt, das ebenfalls zu den Bestandteilen der Ideenwelt des modernen Sozialismus gehört. Es ist entweder nur ein Ideal aus Opposition gegen das vaterländische und schon deshalb völlig unfruchtbar; oder es ist ganz formal etwa im Sinne der Kantischen Formel, daß der Mensch nie Mittel, sondern immer nur Zweck sein dürfe, und besagt dann blutwenig; oder es entzieht sich, wenn man ihm einen Inhalt geben will, jeder Vorstellbarkeit, da eine Menschheit ohne die Individualitäten der Völker ein Phantom ist. Die „Menschheit“ ist aber vor allem nichts, dem man unmittelbar dienen, dem man sich opfern, gegen das man Pflichten haben

kann. Sie taugt also ganz und gar nicht als Gegenstand für ein lebenweckendes Ideal. Das „Menschheitsideal" kann im besten Falle immer nur einen negativen Sinn haben.

Was nun aber die Erlösungskraft des Sozialismus vor allem zerbrochen hat, ist dieses, daß er mit einer nicht zu verkennenden Tragik aus sich selber heraus diejenigen Mächte erzeugt hat, die allen Idealismus in der sozialistischen Bewegung zerstört, und die damit dieser schließlich den Lebensfaden abgeschnitten haben.

Die Begründer des modernen Sozialismus hatten richtig erkannt, daß Veränderungen der gesellschaftlichen Ordnung, die auf Interessen aufgebaut ist, am ehesten herbeigeführt werden können, wenn man selbst wieder Interessen zum Kampfe für die neue Ordnung aufrufe. Sie hatten also zum Vorspann gleichsam für die sozialistischen Ideale die Klasseninteressen des Proletariats genommen. Nun ist aber je mehr und mehr die sozialistische Bewegung zu einer Interessenbewegung des Proletariats geworden, die eigentlichen sozialistischen Ideale, die als sittliche Forderungen zuerst erhoben waren, sind je mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt.

Damit ist aber die sozialistische Bewegung völlig mit händlerischem Geiste angefüllt worden. Das Ziel ist jetzt: Erkämpfung möglichst vieler Vorteile für die lohnarbeitenden Klassen. Der Kampf ist in einen Kampf um den Futteranteil ohne alle Umschweife ausgeartet. Was ihr zuviel habt, wollen wir haben, lautet die Parole. Der „Ameisenkribbel-Kram", das erbärmliche Behagen, das „Glück der

meisten" ist damit das Ziel der sozialistischen Bewegung geworden. Der solcherweise verflachte Sozialismus, der sich schon fast mit dem englischen Trade-Unionismus berührt, der in Komfort und Sport wie dieser die eigentlichen Lebenswerte erblickt, ist nichts anderes mehr als Kapitalismus oder Kommerzialismus mit umgekehrtem Vorzeichen.

Elftes Kapitel: Die Erlösung von dem Übel

Wer die beiden vorangehenden Kapitel gelesen hat, wird es, auch wenn er meine früheren Schriften nicht gekannt hat, begreifen, weshalb ich und mit mir viele, viele und nicht die Schlechtesten vor dem Kriege einem völligen Kultur-pessimismus verfallen waren. Wir hatten die feste Überzeugung gewonnen, daß es mit der Menschheit zu Ende sei, daß der Rest ihres Daseins auf der Erde ein überaus unerfreulicher Zustand der Verpöbelung, der Verameisung sein werde, daß der Händlergeist sich überall einzunisten im Begriffe stehe, und daß „die letzten Menschen" heraufkämen, die da sprechen: wir haben das Glück erfunden und blinzeln.

Da ereignete sich das Wunder. Der Krieg kam. Und aus tausend und abertausend Quellen brach ein neuer Geist hervor; nein — kein neuer Geist! Es war der alte, deutsche Heldengeist, der nur unter der Asche geglommen hatte, und der nun plötzlich wieder zur Flamme entfacht worden war.

Flamme, zehrende Flamme!

Erst sprang sie in die Herzen und zündete hier eine nie gekannte, nie in ihrer Größe geahnte Begeisterung an. Ihr habt sie alle miterlebt. Diese Hingabe, diesen Opfersinn, dieses Heldentum, die über Nacht in 70 Millionen deutscher Herzen erstanden waren. Ihr habt es alle miterlebt, wie die zehrende Flamme dieser Vaterlandsliebe alles Kleine, alles Trennende, alles Alltägliche aus unseren Seelen weg-

gebrannt hatte, und wie wir alle rein und gleichsam neugeboren uns in den Dienst des Ganzen stellten.

Dann aber hat dieselbe Flamme auch unsere Köpfe erleuchtet. Sie ging über unser Leben, das im Dunkeln lag, auf wie eine Sonne und tauchte alles in ihr gesegnetes Licht. Nun sahen wir mit lebendigen Augen: es lebte noch ein Überindividuelles, ein Ganzes, ein Leben außer uns: das Volk, das Vaterland, der Staat. Und wir empfanden mit einem Male wieder dieses Leben als das Höhere, als das, aus dem allein sich unser Leben ableitet. Wir begriffen es als selbstverständlich, daß unser Leben, wie es von jenem höheren Leben die Weihe erhält, auch für jenes höhere Leben geführt werden müsse; daß alles unser Tun und Trachten bezogen werden müsse auf das Gedeihen jenes Höheren, in dessen Glanze wir lebten. Eine Quelle unerschöpflichen idealistischen Heldentums war wieder aufgebrochen. Und ein Ideal war in dem Vaterlande lebendig geworden, das in der Reichweite jedes Menschen, auch des Ärmsten im Geiste gelegen war.

Das aber ist das entscheidend Wichtige: hier in der Vaterlandsliebe und, strenger gefaßt: in der Staatsidee ist der einzige Punkt, wo eine idealistische Weltanschauung eine wirklich allgemeine eines Volkes werden kann. Die Idee der staatlichen Gemeinschaft, der er als dienendes Glied sich einfügt, ist, zumal in Kriegszeiten, von jedermann erfaßbar und die Pflichterfüllung im Dienste des äußerlich sichtbaren staatlichen Ganzen für jedermann begreiflich: deshalb kann nur diese idealistische Staatsauffassung, die durch die Flamme

der Vaterlandsliebe entzündet wird, die Vermittlerin zwischen dem empirischen Einzelwesen und dem Reiche des Geistes sein. Hierin liegt ihre unermeßliche und unersetzliche volkserzieherische Kraft.

Hat sich nun aber die Flamme der Vaterlandsliebe erst in die Herzen eingebrannt und hat der Staatsidealismus die Köpfe erleuchtet, so hat das Leben wieder Sinn bekommen. Was im Zerfallen und Zusammenbrechen war, wird nun gleichsam gestützt. Alle Zwecksetzungen, die vorher an einem Punkte abbrachen und hier mit der Frage: wozu? auf unseren Willen zurückfielen, der dadurch immer mehr gelähmt wurde, gipfeln nun in einem obersten Zwecke: in dem Heile und Wachsen und Blühen unseres Volkes und seines Staates. Dieser Zweck aber ist für uns ein absoluter Zweck, denn hier offenbart sich uns die Gottheit, und in der Vereinigung mit ihr schon auf Erden kann allein der Sinn des Lebens für alle heldische Weltanschauung gelegen sein.

Alles bekommt nun wieder einen Sinn, unser Streben bekommt ein festes Ziel und eine feste Richtung.

Was haben wir uns vor dem Kriege mit dem Bevölkerungsproblem herumgequält! Die Frage, ob viel oder wenig Menschen besser sei, wurde hin und her erwogen und mit Argumenten der verschiedensten Art bald in diesem, bald in jenem Sinne beantwortet. Jetzt gibt es kein Bevölkerungsproblem mehr in dem Sinne, daß es fraglich wäre: ob viel, ob wenig Menschen, ob Zunahme, Stillstand oder Abnahme der Bevölkerung in unserem Lande wünschenswert sei. Wir

wissen vielmehr, daß wir eine starke Bevölkerungszunahme haben müssen, um uns als Nationalstaat oder als Staatsnation, wie man will, im Ringen mit den Völkern erhalten zu können. Wie segnen wir, die wir über das Gewimmel in unseren Landen, über die Kaninchenstallhaftigkeit vieler unserer Provinzen gar oft die Nase gerümpft haben, jetzt dieses viele Volk, da es sich in unabsehbaren dichten Kolonnen gegen die Grenze wälzt, um das Vaterland gegen übermütige Feinde zu verteidigen! Und wie die Menschen ausschauen müssen, die da geboren werden und groß werden: das wissen wir nun auch. Tüchtig; in jedem Verstande.

Damit sind aber die Richtlinien aller Erziehung uns vorgezeichnet. Deren Aufgabe kann nur diese sein: deutsche Helden zu erziehen. Heldische Männer und heldische Frauen.

Dazu gehört vor allem: daß der Körper eine volle und harmonische Ausbildung erfahre. Ich habe vorhin meinen Unwillen über den Sport und den Sportismus ausgesprochen und habe sie als schlimmes englisches Gift bezeichnet, vor dem wir uns hüten sollen. Man wird mich nicht für so unsinnig halten, daß ich mich gegen die immer mehr fortschreitende Gewohnheit, den Körper in Spiel und Übung zu pflegen, hätte wenden wollen. Nur gegen die ungesunde und einseitige Ausbildung dieser Körperpflege, gegen das Überwuchern der sportlichen Interessen, gegen die Verödung und Verblödung durch den Sport, gegen die Durchsetzung des Sports mit Krämergeist, gegen den Rekordblödsinn und ähnliche Ausgeburten des englischen Unwesens und das Eindringen dieser englischen Unsitten habe ich mich gewehrt.

Aber freilich werden wir auch — und mehr als jede andere Nation — darauf bedacht sein, den Körper zu stählen und alle Körperkräfte harmonisch zu entwickeln, damit wir ein Geschlecht kühner, breitbrüstiger, helläugiger Menschen heranwachsen sehen. Denn die braucht das Vaterland. Breithüftige Frauen, um tüchtige Krieger zu gebären, starkknochige, sehnige, ausdauernde, mutige Männer, damit sie tauglich zu Kriegern seien. Ich denke, die Grundlinien, auf denen sich das deutsche „Sport"leben, wenn wir schon den fremden Ausdruck gebrauchen wollen, entwickeln soll, sind damit vorgezeichnet.

Keine allzu starke Begünstigung der spezifisch englischen Spiele: Tennis, Fußball, Krikett, die recht eigentlich Händlersport sind, weil ihnen die kriegerische Spitze abgebrochen ist. Die Karikaturen der Matadore in diesen Sports sollten uns schrecken. Wir sollten sie neidlos den Engländern überlassen. Womit ich natürlich wieder nicht sagen will, daß auch alle diese Spiele als Spiele und in vernünftigem Umfange geübt durchaus harmlose und willkommene Unterhaltungen sind. Aber die deutsche Note wird doch in die körperlichen Übungen dadurch gebracht werden, daß wir alle diejenigen bevorzugen, die eine letzte kriegerische Spitze haben. Wie kein Griechenjüngling auf englische Sportgedanken verfallen wäre, sondern nur solche Übungen in den Palästren vornahm, die den ganzen Körper harmonisch ausbildeten, oder jene Fertigkeiten, die dem Krieger zugute kamen, besonders entwickelte: so sollen auch wir in den eigentlich kriegerischen Übungen oder in ganzkörperlichen Betätigungen unsere vornehmliche Aufgabe erblicken.

Wandern, Wettlaufen, Schneeschuhlaufen, Schießen, Jagen, Bergsteigen, Rudern, Schwimmen, Fechten, Diskuswerfen, Turnen, Reiten, es gibt ja so unzählige — darunter eine Menge echt deutscher — Möglichkeiten, unsere Körper auszubilden, daß wir wirklich nicht nötig haben, immer wieder ausschließlich die englischen Krämersports zu betreiben.

Aber wir wollen uns auch darin von den Engländern unterscheiden, daß wir über der Pflege des Körpers nicht die des Geistes völlig vergessen. Wir wollen uns bewußt bleiben, daß das Heldentum letzten Endes nicht in den Muskeln, sondern in der Gesinnung lebendig ist. Und wir werden es uns angelegen sein lassen, heldische Gesinnung unserer Jugend einzupflanzen, damit sie lerne, für das Vaterland zu leben und zu sterben. Die heldischen Tugenden, allen voran Tapferkeit und Gehorsam und Opfermut, zu pflegen, wird sich die Erziehung zur Hauptaufgabe zu machen haben. Natürlich brauchen wir in großer Menge, um der Notdurft des Lebens willen und auch, damit das deutsche Wesen in Wirtschaft und Technik reich zur Entfaltung komme, praktische und zu nützlicher Verrichtung im Leben geeignete junge Leute. Aber auch denen, die der Segnungen einer humanistischen Bildung nicht teilhaftig werden können, wollen wir ein Stück Heldentum mit auf den Weg geben, indem wir sie lehren, daß aller Sinn des Lebens darin besteht, seine Aufgabe zu erfüllen und daß damit der einzelne am Teppiche der Gottheit webe, die sich ihm in der Gestalt seines Volkes offenbart.

Soweit es irgend die Notdurft des Lebens erlaubt, soll

aber unsere Erziehung erdenfreie Menschen heranbilden, die in der Welt der Ideale besser zu Hause sind wie in den Gassen der „großen Stadt". Vor allem müssen wir uns noch immer als einzige Erben des griechischen Volkes wie aller Antike fühlen und müssen ewig eingedenk sein, daß junge Deutsche erziehen freilich heißt, sie mit heldisch-deutschem Geiste erfüllen, daß aber der heldisch-deutsche Geist mit seinen Wurzeln in das Volkstum hineinreicht, aus dem Marathon und Salamis, Homer und Plato geboren wurden.

Die Politik? Wird sie sich aus den Niederungen des kleinlichen Interessenstreites und der haarspalterischen Prinzipienreiterei noch einmal erheben? Sie muß es tun. Und sie kann es, wenn wirklich Ernst gemacht wird mit dem Satze: Salus reipublicae–suprema lex! Ein reges Parteileben ist ganz gewiß notwendig und erwünscht; es ist ein Zeichen, daß der gesamte Volks- und Staatskörper selber lebendig ist. Aber alle Parteipolitik dürfte von nichts anderem als von dem Ehrgeize geleitet sein: das Wohl des Staates am besten zu pflegen. Jede Parteiforderung muß begründet werden mit dem Hinweis auf das Interesse des Ganzen, des Volkes, des Staates. Nicht von den Ansprüchen einzelner Gruppen oder Klassen der Bevölkerung, nicht von den Rechten der Individuen, nicht von den Interessen der Kaufleute oder der Gutsbesitzer, der Produzenten oder der Konsumenten, der Unternehmer oder der Arbeiter sollte je die Rede sein in den Forderungen der Parteien, sondern immer nur von der Salus reipublicae, vom „Interesse" des Reichs (Staats), vom Gemeinwohle. Damit es dahin komme, muß

freilich noch viel mehr der Sinn der objektiv-organischen Staatsidee erfaßt werden als bisher und muß aufgeräumt werden mit den verderblichen händlerischen Anschauungen der „westeuropäischen Zivilisation".

Die Grundzüge aller deutschen Politik liegen gewiß auch für die Zukunft fest: ein stahlgepanzerter, mächtiger Staat und in seinem Schutze ein freies, tüchtiges Volk sind das Ideal. Frei in dem deutschen Sinne, in dem Freiheit bedeutet, nach eigenem Gesetz seine Pflicht tun und freilich auch, nach eigener Fasson selig werden zu können. Also Freiheit vor allem von der unerträglichen Sklaverei der öffentlichen Meinung, unter deren Joche die englische Nation seufzt.

Und daß jeder einzelne im Verhältnis seiner Kräfte und Fähigkeiten an der Verwaltung des Gemeinwesens Anteil nehme.

Alles Berufsleben bekommt nun aber auch wieder Sinn und Ziel. Jeder einzelne vollbringt in stiller Pflichterfüllung sein Einzelwerk, das sich zu dem Gesamtwerk zunächst seines „Faches" zusammenfügt, das dann ein Nutzen oder eine Zierde des deutschen Volkes zu werden bestimmt ist. Überall ist der oberste Gesichtspunkt: das Wohl des Ganzen. Und in der harmonischen Schönheit des Ganzen werden alle Einzeltätigkeiten gleichsam integriert.

Alle wirtschaftliche Tätigkeit wird verrichtet, damit der Organismus der deutschen Volkswirtschaft gedeihe: die deutsche Volkswirtschaft aber ist dazu da, dem Staate zu dienen. Wie viel mehr dieser Grundsatz Einfluß auf die Gestaltung unseres

Wirtschaftslebens gewinnen muß, hat uns der Krieg wieder gezeigt.

Und nun möge auch die Technik ihren Eroberungszug ruhig fortsetzen; nun bangen wir uns nicht mehr. Jetzt wissen wir: wozu. Die 42-cm-Mörser, die feldgrauen Uniformen, die bombenwerfenden und auskundschaftenden Flugapparate, die Unterseebote haben uns wieder einen Sinn des technischen Fortschritts offenbar gemacht. Auch daß unsere Eisenbahnen so gut funktionierten, haben wir mit einem Male als einen hohen Wert schätzen gelernt, seit sie Hindenburg in 12 Stunden durch Deutschland an die Ostgrenze brachten, damit er die Schlacht von Tannenberg gewinnen konnte. Alles, sage ich, was vorher sinnlos erschien, hat wieder Sinn und Bedeutung bekommen, seit sich sein Wert von einem höheren, einem für uns höchsten Werte ableiten läßt.

Es ist zu wünschen, daß unser geistiges Leben, unsere Wissenschaft und unsere Kunst ebenfalls an diesem Segen, den die vaterländische Idee verbreitet hat, teil habe. Möchten aller Snobismus, alle Ausländerei, alle l'art pour l'art-Faxerei, alle Geistreichelei, alle literarische Blasiertheit, alles kalte Können, von dem Sturmwind, der unser Land durchbraust, mit fortgefegt werden. Und möchte vor allem drei Viertel unserer „Intellektuellen", vor allem unserer „Schaffenden" bei dieser Gelegenheit gleich der Teufel holen. Damit wir etwas weniger „Geist" in Zukunft um uns herum verspüren und dafür, um das treffende Schnitzlersche Wort noch einmal zu wiederholen, „mehr Haltung" bekommen. Aber daß der Baum des deutschen Volkstums auch in Zu-

kunft Blüten trage, das heißt eben tiefe Werke der Philosophie, der Kunst, der Wissenschaft erzeuge, das hoffen wir um so mehr.

Und daß neben der Ausrichtung auf die Idee des Ganzen unser Streben nach Ausbildung starker, eigenartiger, in sich geschlossener Persönlichkeiten, die ja die herrlichste Zierde eines Volkstums sind, unvermindert stark bleiben soll, versteht sich von selbst.

Wir Deutsche haben immer den „Faust“ im Kopfe — wir mögen denken und trachten, was wir wollen. So schweben mir auch jetzt, da ich diesen Blick in Deutschlands Zukunft tue, die letzten Worte des sterbenden Faust vor den Sinnen, und ich frage mich, ob Goethes Vermächtnis wohl mit den Ideen übereinstimmt, die uns jetzt erfüllen.

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen ...“

Das klingt fast nach dem Ameis-Kribbel-Krabbel, von dem sich doch Faust selber eben noch mit Ekel abgewendet hat. Die Worte aber verlieren diesen Sinn und bekommen die Richtung, die ich eben als die Richtung angedeutet habe, in der die Entwicklung des deutschen Volkes verlaufen soll, wenn wir die danebenstehenden Worte hinzunehmen, die gar zu gern vergessen werden.

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.“

Umrungen von Gefahr: das ist der Weisheit letzter Schluß.

Denn ohne Gefahr verkümmert und verflacht der Mensch und erfindet das Glück. (Das ist wohl einer der Gründe, weshalb die englische Nation so heruntergekommen ist, wie sie uns heute sich darstellt: daß sie so lange Jahrzehnte und Jahrhunderte die Gefahr nicht gekannt hat.)

Nun konstruiert Goethe-Faust eine „Gefahr" für sein Völkchen, die freilich jeder Pazifist willkommen heißen möchte, ja, die so recht nach seinem Herzen ist: sie zu beseitigen, gilt es, Dämme zu schaufeln statt die Schwerter zu schwingen. Aber leider: die Goethesche Konstruktion ist aller Realität bar. Wir können zum ersten nicht alle im Polder wohnen; zum andern ist selbst das Leben im Polder heute dank unserer Technik gefahrlos geworden. Wie denn gar erst im übrigen Lande alle Gefährdungen durch die Natur beseitigt sind durch den ungeheuren Apparat unserer sozialen Schutzvorrichtungen. Jedermann ist ja heute „versichert" gegen jedwede Gefahr.

Höchstens, daß noch hie und da ein Beruf eine gewisse Gefahr mit sich bringt, wie der Bergmannsberuf oder der Fliegerberuf. Aber für eine Gesamtheit, der heute nicht einmal mehr Pest und Cholera drohen, um sie bei Sinnen zu erhalten, reicht das bißchen „Gefahr" nicht aus, um sie vor der wirklichen „Gefahr" der Verameisung zu bewahren. Nur eine Gefahr gibt es, die eine Gemeingefahr ist: das ist die Bedrohung des Vaterlandes durch auswärtige Feinde. Sie also gehört notwendig zu dem Idealbilde, das wir uns

von dem zukünftigen deutschen Volke machen, dem zu dem vielen Segen des Himmels auch der zu teil geworden ist, daß es inmitten einer Welt von Feinden lebt und deshalb im wahrhaften Sinne „umrungen von Gefahr" ist. Daß wir schon aus Gründen der „Sicherheit", die ja schließlich auch der Händler gelten läßt, für alle absehbare Zeit ein Volk von Kriegern sein müssen: das ist die sicherste Bürgschaft dafür, daß wir auch ein Volk von Helden in der Bedeutung, die wir dem Worte beilegen, bleiben werden.

Damit aber komme ich zu dem letzten Problem, das uns hier noch beschäftigen soll: welches wird, welches soll die Stellung der Deutschen unter den Völkern und zu den Völkern nach dem Kriege sein?

Zwölftes Kapitel: Die andern und wir

Die einzige Beziehung, die wir jetzt zu den Hauptvölkern Europas unterhalten, ist der Krieg, und die einzig wichtige Sache ist einstweilen keine andere als diese, daß wir siegen, gründlich, entscheidend siegen.

Man hat mir wohl entgegengehalten: Deine Ermahnungen zur Abkehr vom Händlergeist vertragen ja im Grunde diesen Willen zum Siegen gar nicht, der doch der Ausfluß eines starken Staatsgefühles ist. Du müßtest ja doch wünschen, daß Deutschland als Staatsgebilde wieder so schwach würde wie ums Jahr 1800, denn damals ist ja jene Weltanschauung ausgebildet, die du uns preisest. Deine Ideale begegnen sich ja mit den Wünschen und Vorschlägen wohlmeinender Ausländer, die uns Deutschen den guten Rat geben, uns auf unser Reich in den Wolken wieder zurückzuziehen und die Erde und das Meer den übrigen Nationen zu überlassen.

Ihr irrt, meine Freunde, wenn ihr solcherlei Einwände gegen mich erhebt. Zwar glaube ich, und habe es selbst auf diesen Blättern ausgesprochen, daß jene staatenlose Zeit vor hundert Jahren ein Segen für die Deutschen gewesen ist, die in dieser Zeit, als die andern Nationen verflachten, sich vertiefen konnten. Aber was ohne Staat entstehen konnte: ein starkes, tiefes Volkstum, das kann nicht ohne Staat bestehen, denn es würde den übrigen Staaten zum Opfer fallen. Was aus staaten-

losen oder staatenschwachen Völkern wird: dafür bieten uns die „kleinen“ Nationalitäten in Europa Beweise genug. Der Staat ist wie ein Panzer, der den zarten Volkskörper schützen muß: wie die rauhe, feste Schale, die die reife Frucht umschließt. Das hatten auch schon damals, als wir ohne Staat waren, die Männer der klassischen Zeit begriffen, und niemand hat es mit treffenderen Worten ausgesprochen, als der gereifte Humboldt, der als junger Mann eine so leidenschaftliche Schrift gegen allen Staat geschrieben hatte. Er äußert sich in einer Denkschrift an Stein aus dem Jahre 1813 (zitiert bei Meinecke, 185) wie folgt:

„Deutschland muß frei und stark sein, nicht bloß, damit es sich gegen diesen oder jenen Nachbar oder überhaupt gegen jeden Feind verteidigen könne, sondern deswegen, weil nur eine auch nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen; es muß frei und stark sein, um das, auch wenn es einer Prüfung ausgesetzt würde, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ruhig und ungestört nachgehen und die wohltätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen für dieselben einnimmt, dauernd behaupten zu können.“

Nein, meine Freunde: Ihr verwechselt Materialismus und Realismus; freilich ist jener mit einer idealistischen Weltanschauung nicht vereinbar, wohl aber dieser. Wir wollen Idealisten, aber keine Ideologen, keine Wolkensegler sein, sondern fest auf der Erde stehen und uns von Meer und Erde so viel nehmen, als wir für unser Dasein und unser normales Wachstum brauchen: nicht mehr, aber auch

nicht weniger. Unser Reich i s t von dieser Welt. Und gerade d a s ist ja die besondere Note der hier vertretenen Auffassung: daß wir die stärkste Realität auf dieser Erde: den Willen zur Macht, der sich im Staate verkörpert, in den Dienst einer idealistischen Weltanschauung stellen, daß wir an deren Erhaltung ohne solche Hilfe, die ihr aus dem Staatsgefühl her kommt, nicht zu glauben vermögen.

Wollen wir aber ein starker Staat bleiben, so müssen wir auch siegen. Und auch der Einwand, den ich höre, ist nicht berechtigt: daß für unsere geistige Vertiefung, für die Rettung unserer Seele ein unglücklicher Krieg noch segensreicher sein würde als ein siegreicher. Gewiß: ein verlorener Krieg würde zur inneren Einkehr, zur Zerknirschung führen, aber schwerer zu einem tätigen Leben im Lichte der idealistischen Weltbetrachtung. Und das erstreben wir doch. Denn erst der Sieg gewährt uns die Überzeugung, daß das Gute, das Edle, das Sittlichgroße doch auch auf dieser Erde noch eine Wohnstatt habe, daß diese Erde nicht völlig dem Krämergeist verfallen, daß noch nicht a l l e Macht bei dem Gelde sei. Nur ein starker Sieg gibt uns Schwung und Frohmut.

Ein starker Sieg verschafft uns aber auch erst die Möglichkeit, uns um die, die um uns herum sind, nicht weiter kümmern zu müssen. Wenn der Deutsche dasteht, gestützt auf sein riesiges Schwert, stahlgepanzert von der Sohle bis zum Haupte, dann mag da unten um seine Füße herumtanzen, was will, da mögen sie ihn beschimpfen und mit Schmutz bewerfen, wie sie es jetzt schon tun: die „Intellektuellen", die Künstler und Gelehrten Englands, Frank-

reichs, Rußlands, Italiens: er wird sich in seiner erhabenen Ruhe nicht stören lassen und wird im Sinne seiner Vorfahren in Europa nur bei sich denken:

„Oderint, dum metuant."

Was aber wird dann, so fragen ängstliche Gemüter, denen das Deutschtum noch etwas fremd ist, aus dem gelobten „Internationalismus", an dem wir seit Jahrzehnten so eifrig gebaut haben, und der uns doch im Grunde den einzigen Wert bedeutet? Ich will nicht so grob sein, auf diese Frage ohne Umschweife zu antworten: „Hol ihn der Teufel" („und nehme er bei dieser Gelegenheit euch gleich mit!"), sondern will mich einen Augenblick besinnen, was denn eigentlich unter diesem „Internationalismus" zu verstehen sei, und welche Bewandtnis es mit ihm habe.

Offenbar umfaßt die Bezeichnung „Internationalismus" sehr verschiedene Dinge, will sagen: daß die Beziehungen der Völker untereinander recht mannigfacher Natur sind. Da haben wir zunächst die materiell-wirtschaftlichen Beziehungen, die ökonomische „Arbeitsteilung" der Völker untereinander. Daß diese ein großes Problem für sich ist, steht außer Frage. Aber es gehört nicht in den Gedankenkreis dieser Schrift, und deshalb brauche ich mich an dieser Stelle nicht mit ihm zu befassen. Ganz im allgemeinen will ich nur zu diesem Thema bemerken, daß wir solcherart Internationalismus immer in dem Maße haben können, als wir seiner bedürfen: denn hier entscheidet das rein geschäftliche Interesse, das ja bei unserm ärgsten Feinde das einzige ist. Im übrigen wird uns der Krieg mehr und eindringlicher zum Bewußt-

sein bringen, daß alle internationalen Wirtschaftsbeziehungen ein notwendiges Übel sind, das wir so klein wie möglich machen sollen. Es wird zweifellos die dringlichste Aufgabe der Volkswirtschaftspolitik nach dem Kriege sein: Mittel und Wege zu finden, auf denen wir zu einer möglichst großen wirtschaftlichen Autonomie Deutschlands gelangen.

Eng verwandt mit diesem ökonomischen Internationalismus ist derjenige, den man als institutionellen oder Rechtsinternationalismus bezeichnen kann. Er umfaßt alle Abmachungen und Verträge über irgendwelche, meist dem Verkehrsleben entsprungene, gemeinsame oder entgegengesetzte Interessen der verschiedenen Staaten. Hier ist die endlose Reihe der Konventionen zu nennen, von den Post- und Telegraphenverträgen bis zu den internationalen Arbeiterschutzgesetzen und der Genfer Konvention. Dieser Teil des Internationalismus hat zweifellos viel Gutes gestiftet und mag in Zukunft sich ungestört weiter entwickeln. Wird es auch, da er ja aus dem Interesse der einzelnen Staaten entsprungen ist.

Dann gibt es einen politischen Internationalismus wiederum in verschiedenem Sinne. Er kann die diplomatischen Beziehungen der selbständigen Staaten untereinander, also „Bündnisse“ aller Art, bedeuten, von denen hier natürlich gar nicht die Rede ist; er kann aber auch die Bestrebungen bedeuten, die Grenzen der selbständigen Staaten zu verwischen und eine politische Vereinigung der Angehörigen der verschiedenen Völkerschaften herbeizuführen. Wenn es wohl auch zurzeit keinen Anacharsis Cloots, keinen „orateur du genre humain“ unter den frei herumlaufenden Menschen

gibt, so spukt doch die Idee der „Völkerverbrüderung“, wie man weiß, noch heute in zahlreichen Köpfen und feiert auf allen internationalen Sozialistenkongressen ihre Feste. Daß die internationale Tendenz des Proletariats vom Standpunkt der hier vertretenen Anschauungen nur ein schweres Übel ist, brauche ich nicht erst ausdrücklich auszusprechen. Wie weit unsere Arbeiterschaft, die aus den Schützengräben heimkehrt, von dieser Krankheit geheilt sein wird, muß abgewartet werden. Und ob sie — was zu wünschen wäre — stark genug sein wird, sich von jener Clique internationaler Redakteure frei zu machen, die ihnen bis jetzt das schwere Joch des Internationalismus aufgelegt hat. Zu hoffen ist, daß unsere deutsche Sozialdemokratie, die, trotz allem Andersreden, doch immer die patriotischest gesinnte gewesen ist, — zum Ärger der radikalen Internationalisten auf den verschiedenen Kongressen: ich erinnere an die Militärdebatte in Stuttgart! — nun erst recht die nationale Note der Arbeiterbewegung wieder betonen wird. Erfreuliche Anzeichen dafür, daß sie es tun wolle, liegen in mancher schriftlichen und mündlichen Äußerung deutscher Sozialdemokraten schon jetzt vor.

Bleibt der kulturelle oder geistige Internationalismus, mit welcher Bezeichnung man alle Beziehungen der Völker untereinander auf wissenschaftlichem, künstlerischem, geselligem Gebiete zusammenfassen kann.

Gott sei Dank wird für die nächste Zeit das Maß der internationalen Beziehungen dieser Art von den feindlichen Nationen bestimmt, so daß wir uns selbst darum nicht zu

sorgen brauchen. Immerhin ist es gut, daß wir uns schon jetzt völlig klar werden, was bei einem Verlust oder einer Einschränkung oder auch einer (späteren!) Ausdehnung dieser Beziehungen für uns in Frage steht.

Im Grunde brauchen wir Deutsche in geistig-kultureller Hinsicht niemand. Kein Volk der Erde kann uns auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Technologie, der Kunst oder der Literatur irgend etwas Nennenswertes geben, das zu entbehren für uns schmerzlich wäre. Besinnen wir uns doch auf den unerschöpflichen Reichtum des deutschen Wesens, das alles in sich schließt, was menschliche Kultur an wirklichen Werten zu erzeugen vermag. Man braucht kein Deutschfex zu sein, um das einzusehen.

Nun gehört es aber zur deutschen Art (manche nennen es eine deutsche Unart), daß wir immer für fremdes Wesen Sinn und Liebe gehabt haben. Es hieße undeutsch sein, nur deutsch sein zu wollen, hat man gesagt. Das hängt wiederum mit unserem geistigen Reichtum zusammen. Wir verstehen alle fremden Völker, keines versteht uns, und keines kann uns verstehen. Darum entdecken wir Werte in fremden Kulturen, die wir uns zunutze machen möchten. Und wenn wir bei dieser Ergänzung unseres Wesens das richtige Maß und bestimmte Richtlinien einhalten, so haftet ihr kein Bedenken an. Hüten müssen wir uns freilich, das ruft ja jedes meiner Worte warnend aus, hüten müssen wir uns wie vor der Pest vor jeder Erscheinungsform des händlerischen Geistes, auf welchem Gebiete er sich auch äußere. Wir müssen als tief unter uns stehend alles er-

kennen, was nach „westeuropäischen Ideen" ausschaut, was mit Kommerzialismus auch nur entfernt verwandt ist. Gar nichts „lernen" von irgendeinem Volke der Erde können wir deshalb in allen Fragen der inneren Politik, der Verfassung und Verwaltung. Wir danken Herrn Präsident Eliot und all den anderen, die sich angelegen sein lassen, uns eine „bessere" Verfassung zu verschaffen, herzlich für ihren guten Willen, erklären aber mit höflicher Bestimmtheit, daß wir selber am besten wissen, was für uns in politischer Hinsicht taugt, und daß wir alles, was westlich von der deutschen Grenze an Verfassungen sich im Augenblick zu Tode rennt, als höchst minderwertig erachten.

Daß auch die englische Verfassung und Verwaltung, an deren Altären unser Altliberalismus geopfert hat, mindestens heute für uns kein Vorbild mehr sein kann, haben wohl alle Sachkundigen jetzt eingesehen.

Anders steht es auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet. Hier können uns die fremden Kulturen manche Anregung bieten. Ob die deutsche Wissenschaft irgendwelche Förderung vom Auslande erfahren kann? Die Bücher, die wir mit Vorteil lesen, bekommen wir nach Wunsch. Die internationalen Wissenschaftskongresse werden hoffentlich für absehbare Zeit verschwinden; auch wenn alle internationalen Zeitschriften eingingen, wenn der Gelehrtenaustausch ein paar Jahrzehnte mal in Wegfall käme: es wäre für uns kein Schade. Beim „Austausch" sind wir fast immer die Gebenden. Bleibt die „Anregung" durch fremdländische Kunst und Literatur. Versteht man darunter, daß wir uns

der Erzeugnisse fremder Länder mitfreuen wollen, so ist nichts dagegen zu sagen. Daran werden wir aber kaum je gehindert werden können. Versteht man darunter, daß fremde Künstler, fremde Dichter in Deutschland mit Vorliebe gepflegt und gefördert werden, so ist das eine Unsitte, die gern verschwinden könnte. Versteht man darunter endlich, daß unsere Schaffenden sich von den Fremden beeinflussen lassen, so liegt in einem derartigen Verhältnis eine schwere Gefahr für die deutsche Kunst, die wahrhaftig solcher Ermunterungen von auswärts nicht nötig hat. Ich möchte jedem, der immerfort von dem fruchtbaren Einfluß der fremden Kulturen auf unser deutsches Geistesleben redet, die Worte Goethes, der doch gewiß kein „Deutschtümler" und kein „Chauvinist" war, vor die Seele halten:

„Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm."

„Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren: er wird wohl tun, dieser Warnung nachzudenken."

Daß fremde Kulturen uns geistige Werte, sei es zum Genuß, sei es zur Förderung darbieten, gilt selbstverständlich immer mit Ausschluß Englands, das geistige Werte überhaupt nicht erzeugt, und dessen anderen „Kulturgüter" wir in ihrer Verderblichkeit schon kennen gelernt haben.

Das Gerede von dem „Zusammengehören" dieser beiden „stammesverwandten" Völker: der Engländer und der

Deutschen, wird nun hoffentlich endgültig verstummen. Es gibt nichts Dümmeres als das. Die Engländer sind unserem Wesen nicht nur völlig fremd, wie alle anderen Nationen. Sie können uns auch in keinem Sinne ergänzen oder bereichern oder erfreuen mit ihrer Kultur, wie es die slawischen, die romanischen, die nordgermanischen, die keltischen Nationen immerhin tun.

Nun gibt es aber Leute, die die Beziehungen der verschiedenen Völker untereinander nicht auf solcherart „Anregungen" oder „Bereicherungen" der eigenen nationalen Kultur beschränkt wissen wollen, die vielmehr so etwas wie eine europäische oder westeuropäische Kulturgemeinschaft erhoffen, der dann auch ein neuer Menschentyp: der europäische Mensch, der „gute Europäer", entsprechen solle. Es sind keine Flachköpfe, die diese Hoffnung hegen und insbesondere von diesem Kriege erwarten, daß er uns einen Schritt vorwärts auf dem Wege zum europäischen Menschen bringen werde. Ihr Führer ist Nietzsche, wie man weiß, der das Schlagwort: „Wir guten Europäer" geprägt hat, und dessen „Übermensch" man wohl in diesem Sinne deutet. Dieser „gute Europäer", den die einzelnen in verschiedener Weise territorial abgrenzen, was aber hier nicht in Betracht kommt, würde also streng genommen kein Deutscher, kein Franzose, kein Engländer sein, sondern Deutscher + Franzose + Engländer, dividiert durch drei. Ein inter-, das heißt zwischen- oder, wenn man lieber will, übernationaler Mensch.

Ich halte diese Idee eines europäischen Menschen für grundsätzlich verkehrt. Der ganze Gedanke ist, scheint

mir, falsch gedacht, wie folgende Erwägungen erkennen lassen.

Die Konstruktion eines „europäischen Menschen" als dem Ziele unserer Entwicklung geht wie alle ganzen oder teilweisen „Menschheitsideale", die in deutschen Seelen lebendig werden (soweit sie nicht in christlichen Anschauungen verankert sind), auf die Humanitätsideen unserer „Weimarer" zurück. Unter diesen ist es ja vor allem Herder gewesen, der diese Idee entfaltet hatte: daß es die höchste Aufgabe jedes Menschen auf Erden sei, seinem „idealischen Menschen", das heißt seiner eigenen, gottähnlichen Idee sich anzunähern. Das — und nicht etwas ganz Flaches, wie dann unter dem Einfluß der Westeuropäer daraus gemacht wurde — ist der Sinn des Begriffes Humanität bei jenen edlen Geistern. „Ich wünschte," heißt es bei Herder, „daß ich in das Wort Humanität alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feineren Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe; denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unserer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedrückt lebt."

Nun hatten aber schon die Männer jener Tage einsehen müssen, daß die Zugehörigkeit des Menschen zu den verschiedenen Völkern völlig voneinander abweichende Geister und Charaktere erzeugte. Wir erinnern uns, was Schiller, was Wilhelm von Humboldt über die Bedeutung des

Nationalen in der Menschheitsbildung bereits auszusagen wußten. Im Grunde liefen Herders „Ideen" selbst schon hinaus gerade auf eine Aufdeckung der verschiedenen Volksindividualitäten. Und sein bekannter Satz: „Die Kultur rückt fort, sie wird aber darum nicht vollkommener" widersprach der landläufigen Auffassung vom „Fortschreiten des Menschengeschlechts".

Humboldt meinte schon geradezu, daß durch die feinere Ausbildung der Sprache, der Philosophie und der Kunst die Individualität und die Verschiedenheit der einzelnen Nationen zunehme, das innigere Verstehen verschiedener Nationen schwerer werden würde. Diese Überzeugung hat sich seitdem je mehr und mehr bei allen Tieferblickenden befestigt. Die Angehörigen verschiedener Völker sind gleichsam zu besonderen Arten geworden. Und ebenso wie es einen abstrakten Baum anderswo als in unserer Vorstellung nicht gibt, so gibt es auch keinen abstrakten Menschen in einem anderen Sinne. Es gibt vor allem keinen außernationalen Menschen als Idee, der sich anzunähern die Aufgabe der nationalen Menschen sein könnte. Es hieße alle Menschheitswerte zerstören, wollte man die nationalen Eigenarten vermischen oder verwischen. Jeder Mensch kann sich nur vervollkommnen im Rahmen seiner völkischen Eigenart. Der Deutsche, der Franzose, der Engländer können sich steigern zu Überdeutschen, Überfranzosen, Überengländern, niemals aber zu einem Übermenschen, und also auch schon nicht zu einem „Europäer". Wie sollte das geschehen? Nehmen wir die Gegensätze des englischen und deutschen Volksgeistes. Der Engländer denkt in händlerischem,

der Deutsche in heldischem Sinne: und der Dritte, der aus den beiden sich bilden soll? Er kann nicht halb händlerisch, halb heldisch denken, oder wenn er es täte, so hieße das eine Hebung des Engländers, aber dafür eine Senkung des Deutschen. Der dritte Mensch könnte sich zu der höheren Weltauffassung, der heldischen, bekennen und diese immer tiefer erfassen: dann wäre er eben kein dritter Mensch, sondern er wäre ein über den früheren Deutschen hinaus gesteigerter Mensch. Noch undenkbarer ist ein meta-nationaler Übermensch als Erschaffer von Kunstwerken. In welcher Sprache soll denn der Übermensch, der kein Deutscher und kein Engländer ist, dichten? In Esperanto vielleicht? Ich wünsche gesegneten Appetit.

Hat nicht Nietzsche selbst sein Idealbild des meta-nationalen „guten Europäers" zerstört mit den Worten Zarathustras:

> „Tausend Ziele gab es bisher, denn tausend Völker gab es. Nur die Fessel der tausend Nacken fehlt noch, es fehlt noch das *eine* Ziel. Noch hat die Menschheit kein Ziel.
>
> Aber sagt mir doch, meine Brüder: wenn der Menschheit das Ziel noch fehlt, fehlt da nicht auch — sie selber noch?"

Nein. Wir müssen auch die letzten Reste des alten Ideals einer fortschreitenden „Menschheits"entwicklung aus unserer Seele austilgen. Nicht von Volk zu Volk gibt es einen „Fortschritt" zu Höherem: wir sind nicht weiter „fortgeschritten" als die Griechen, wenn wir den Begriff Fortschritt nicht rein als Ingenieurbegriff fassen. Vielmehr

wirkt sich die Gottheit in den verschiedenen Volksindividualitäten aus, die in sich „fortschreiten", das heißt ihr eigenes Wesen vervollkommnen, sich ihrer Idee annähern können, so wie der einzelne Mensch bei seinen Lebzeiten fortschreiten kann, indem er sein natürliches Dasein dem idealischen Menschen in seinem Innern anzunähern vermag. In jedem Volke wirkt eine bestimmte Lebenskraft, die nach Entfaltung strebt und die Eigenart dieses Volkes in seiner Geschichte verwirklicht. Die einzelnen Völker wachsen, blühen und welken wie Blumen im Garten Gottes: das allein vermögen wir als den Sinn der Menschheitsentwicklung zu erkennen. Und die Idee der Menschheit, also die Humanitätsidee, in ihrem tiefsten Sinne kann nicht anders verstanden werden als dahin: daß sie in einzelnen Edelvölkern zu ihrer höchsten und reichsten Auswirkung gelangt.

Das sind dann jeweils die Vertreter des Gottesgedankens auf Erden: das sind die auserwählten Völker. Das waren die Griechen, das waren die Juden. Und das auserwählte Volk dieser Jahrhunderte ist das deutsche Volk.

Weshalb es das ist, soll diese kleine Schrift erweisen: weil es sich zur heldischen Weltanschauung bekennt, die allein in dieser Zeit den Gottesgedanken auf Erden in sich schließt.

Nun begreifen wir aber auch, warum uns die andern Völker mit ihrem Haß verfolgen: sie verstehen uns nicht, aber sie empfinden unsere ungeheure geistige Überlegenheit. So wurden die Juden im Altertum gehaßt, weil sie die Statthalter Gottes auf Erden waren, solange nur sie die abstrakte Gottesidee in ihren Geist aufgenommen hatten. Und

sie gingen hocherhobenen Hauptes, mit einem verächtlichen Lächeln auf den Lippen, durch das Völkergewimmel ihrer Zeit, auf das sie von ihrer stolzen Höhe geringschätzig herabsahen. Sie wußten, warum. Sie schlossen sich auch ab gegen alles fremde Wesen, aus Besorgnis, das Heilige, das sie mit sich trugen, könne durch die Berührung mit Ungläubigen besudelt werden. Also lebten die Griechen in ihren besten Tagen unter den Barbaren.

So sollen auch wir Deutsche in unserer Zeit durch die Welt gehen, stolz, erhobenen Hauptes, in dem sicheren Gefühl, das Gottesvolk zu sein. So wie des Deutschen Vogel, der Aar, hoch über allem Getier dieser Erde schwebt, so soll der Deutsche sich erhaben fühlen über alles Gevölk, das ihn umgibt, und das er unter sich in grenzenloser Tiefe erblickt.

Aber daß Adel verpflichtet, gilt auch hier. Die Idee, das auserwählte Volk zu sein, lädt gewaltige Pflichten — und nur Pflichten — auf uns. Wir müssen uns vor allem in der Welt als ein starkes Volk erhalten. Nicht auf Eroberung der Welt ziehen wir aus. Habt keine Angst, ihr lieben Nachbarn: verschlingen werden wir euch nicht. Was sollen wir mit diesen unverdaulichen Bissen im Magen? Und halb zivilisierte oder Naturvölker zu erobern, um sie mit deutschem Geiste zu erfüllen, danach steht unser Begehr auch nicht. Eine solche „Germanisierung" ist gar nicht möglich. Der Engländer kann in diesem Sinne allenfalls kolonisieren und fremde Völker mit seinem Geiste erfüllen. Er hat ja keinen. Es sei denn der Krämergeist. Zu einem Händler kann ich jeden beliebigen Menschen machen, und englische

Zivilisation verbreiten, ist kein Kunststück. Das den Engländern nachgerühmte, große „Kolonisationstalent" ist nichts als ein Ausdruck ihrer geistigen Armut. Deutsche Kultur aber andern Völkern einzupflanzen: wer möchte sich des unterfangen? Heldentum kann man nicht wie Gasleitungen an jede beliebige Stelle der Erde verlegen. Wir Deutsche werden also — von Rechts wegen! — immer schlechte Kolonisatoren bleiben. Und fremde Länder zu akkumulieren, wie England: das scheint uns auch nicht der Mühe wert. „Expansionstendenz" steckt also ganz und gar nicht im neuen Deutschland. Die überlassen wir neidlos England, das sie in sich hat wie jedes Warenhaus: von Rechts wegen!

Wir wollen ein starkes deutsches Volk und also ein starker deutscher Staat sein und bleiben und also auch wachsen in den Grenzen des Organischen. Und wenn es notwendig ist, daß wir unsern Länderbesitz ausweiten, damit der größere Volkskörper Raum bekomme, sich zu entfalten, so werden wir so viel Land an uns nehmen, als uns notwendig erscheint. Wir werden auch unsern Fuß dorthin setzen, wo es uns aus strategischen Gründen wichtig dünkt, um unsere unantastbare Stärke zu erhalten: werden also, wenn es unserer Machtstellung auf der Erde frommt, Flottenstationen anlegen etwa in Dover, in Malta, in Suez. Weiter nichts. „Expandieren" wollen wir uns ganz und gar nicht. Denn wir haben Wichtigeres zu tun. Wir haben unser eigenes, geistiges Wesen zu entfalten, haben die deutsche Seele rein zu erhalten, haben achtzugeben, daß der Feind, der Händlergeist, nirgends in unsere Sinnesart eindringe: nicht von

außen und nicht von innen. Diese Aufgabe aber ist eine gewaltige und verantwortungsvolle. Denn wir wissen, was auf dem Spiele steht: Deutschland ist der letzte Damm gegen die Schlammflut des Kommerzialismus, der sich über alle andern Völker entweder schon ergossen hat oder unaufhaltsam zu ergießen im Begriffe ist, weil keines von ihnen gegen die andringende Gefahr gepanzert ist durch die heldische Weltanschauung, die allein, wie wir gesehen haben, Rettung und Schutz verheißt.

Möchten Euch, meine lieben, jungen Freunde, denen ich diese Blätter widme, meine Worte zu Herzen dringen und in Euch den Geist stärken, der uns zum Siege führen wird: den deutschen Heldengeist! Wir, die wir nicht in Euren Reihen mitkämpfen können, blicken mit Neid auf Euch, die Ihr Euer Heldentum mit Eurem Tode besiegeln dürft. Wir können nichts anderes tun, als Euch Schwerter schmieden, mit denen Ihr bei Eurer Rückkehr in die Heimat den großen und schwierigen Kampf gegen die inneren und äußeren Feinde Eures geistigen Heldentums führen sollt.

Möchte diese Schrift dazu beitragen, Euch von der Sendung zu überzeugen, die Ihr erfüllen müßt, und die nur Ihr erfüllen könnt!

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben.
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben ...“

Bücher für die Zeit
aus dem Verlag von
Duncker & Humblot
München und Leipzig

Max Lenz
Erich Marcks
Gustav von Schmoller
Werner Sombart
Leopold von Wiese
u. a.



